

INY
LORENTZ

Der Fluch
der
Rose

The title 'Der Fluch der Rose' is rendered in a highly decorative, calligraphic font. The word 'Der' is in a simple serif font at the top left. 'Fluch' is in a large, bold, serif font. 'der' is in a smaller, simple serif font. 'Rose' is in a large, bold, serif font. The letters are intertwined with elaborate, swirling flourishes and a small rose flower is integrated into the design.

ROMAN

KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2019 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © Neil Holden/arcangel; Yolande de Kort/arcangel;
Malgorzata May/arcangel; Esmahan Ozkan/Trevillion Images
Illustration innen: Shutterstock/Naddya
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-65387-6

2 4 5 3 1

ERSTER THEIL



Das spanische Weib

1.

Esmaralda lächelte glücklich, als sie die sanfte Berührung spürte, mit der Felipe ihr den Ring an den Finger steckte.

»Jetzt bist du meine kleine *esposa*, und nichts kann uns mehr trennen«, sagte er leise und berührte ihre Lippen mit den seinen.

»Du bist so gut zu mir!«, hauchte Esmaralda.

Sie konnte noch immer kaum glauben, dass Felipe, der Sohn des Grafen Don Rodrigo de Azuaga y Pinjara, seinem Vater getrotzt und sie, die Tochter eines einfachen Edelmanns, eines *hidalgo*, zur Frau genommen hatte. Doch mit ihren Unterschriften unter der Heiratsurkunde war diese Ehe gültig, und nur der Herr im Himmel konnte sie wieder auflösen.

Esmaralda betete, dass Gott Felipe und ihr viele Jahre gemeinsamen Glücks schenken würde, auch wenn die Zukunft vielleicht nicht ganz so rosig werden dürfte, wie sie es erhofft hatten. Denke nicht so etwas an deinem Hochzeitstag, schalt sie sich, als sie an Felipes Seite die kleine Dorfkirche verließ und vor sich das Spalier seiner Söldner sah, die ihrem *capitan* und ihr die Ehre erwiesen, angeführt von Felipes Stellvertreter Domingo, einem untersetzten, ganz in Leder gekleideten Mann mit schwarzem Vollbart. Seine Miene wirkte säuerlich, denn er hatte Felipe mehrmals beschworen, keine solch große Dummheit zu begehen, diese Frau zu heiraten.

Rasch wandte Esmaralda ihren Blick den anderen Söldnern zu. Von denen hatte ihres Wissens niemand gegen sie gesprochen. Dabei stammten auch Alfonso und Raúl von den Besitzungen des Grafen Azuaga. Deren Gesichter waren jedoch fröhlich, und sie ließen Felipe und sie mehrfach hochleben. Domingo bewegte zwar ebenfalls die Lippen, doch war Esmaralda klar, dass aus seinem Mund kein Segenswunsch kam.

»Es betrübt mich, Felipe, der Grund für dein Zerwürfnis mit deinem Vater zu sein«, entfuhr es ihr unwillkürlich.

Ihr Mann winkte mit lächelnder Miene ab. »Mein Vater wird sich mit dieser Ehe über kurz oder lang abfinden. Er hat ja noch meinen Bruder Miguel, und der ist der eigentliche Erbe von Azuaga. Miguel wird die Frau heiraten, die unser Vater für ihn aussucht, und mit ihr Kinder in die Welt setzen. Spätestens dann, wenn Vater die Erbfolge gesichert sieht, wird er seinen Frieden mit uns machen.«

»Bis dorthin bist du ein Söldnerhauptmann in fremden Diensten«, wandte Esmaralda beklommen ein.

»Lass dich davon nicht betrüben, mein Lieb. Wir Azuagas haben seit Jahrhunderten das Schwert geschwungen, und ich bin stolz, dem Beispiel meiner Ahnen folgen zu können. Zu Hause zu hocken, Rinder und Schafe zu zählen und Domestiken zu kommandieren, wie Miguel es tut, wäre nichts für mich. Ich will Ruhm gewinnen und Beute machen. Dann kann ich mit dir an meiner Seite vor meinen Vater treten. Jetzt mag er mir noch zürnen, doch später wird er stolz auf mich sein und dich an sein Herz drücken.«

Felipe klang so überzeugend, dass Esmaralda ihm nur zu gerne Glauben schenkte. Er ist ja auch ein Held, ein Held ohne jeden Fehl. Ihr Held, ihr Felipe! Es wird alles gut werden, dachte sie und tadelte sich selbst, weil sie für einen Augenblick daran gezweifelt hatte.

Das Weinen eines Kindes riss sie zurück in die Gegenwart. Esmaralda erschrak. Hatte sie mit offenen Augen geträumt? Seit ihrer Hochzeit waren doch bereits drei Jahre vergangen!

In dem Augenblick brach das ganze Elend wieder über sie herein. Bis vor wenigen Tagen waren Felipe und sie glücklich gewesen und hatten sich aneinander und an ihrem kleinen Sohn Juan erfreut. Die letzte Schlacht aber hatte ihr Glück wie ein Kartenhaus zusammenfallen lassen.

Esmaralda schauderte, als sie daran dachte, wie Raúl verletzt

und blutend mit der grässlichen Nachricht ins Feldlager zurückgekehrt war, die Schlacht sei verloren und Don Felipe im Kampf gefallen. Seit jenen Stunden waren sie auf der Flucht. Wie viele Meilen sie dabei mit Juan auf den Armen zurückgelegt hatte, konnte sie nicht einmal schätzen. Es gab in der gesamten Truppe nur noch ein Pferd, und das ritt Domingo. Raúl hatte ihn gebeten, es ihr abzutreten, war aber nicht einmal einer Antwort gewürdigt worden.

Schwäche und Hunger setzten ihr und Juan zu, und es wurde immer mühsamer, einen Schritt vor den anderen zu setzen. Verzweifelt blickte Esmaralda nach vorne. Es klaffte bereits eine erhebliche Lücke zwischen ihr und den Söldnern, die von der Angst vor den Türken vorwärtsgetrieben wurden.

»Mein Gott, warum helft ihr mir nicht? Es ist ja nicht um meinetwillen! Helft Juan! Er ist doch der Sohn eures Hauptmanns«, versuchte Esmaralda zu rufen, um an das Ehrgefühl der Männer zu appellieren. Die Worte kamen jedoch kraftlos und kaum vernehmbar aus ihrem Mund.

Domingo hatte das Kommando übernommen und sorgte dafür, dass die Männer trotz ihrer Verletzungen stramm marschierten. Was mit Esmaralda und Juan geschah, kümmerte ihn nicht.

Verzweifelt nahm die junge Frau wahr, wie sich der Abstand zu den Soldaten ständig vergrößerte. Schon bald würde sie allein auf dieser staubigen Straße sein, die von himmelhohen Bergen gesäumt wurde und weit oben im Nichts zu enden schien.

»Juan, mein Juanito, was soll ich nur tun?«, flüsterte sie weinend und wusste doch, dass sie nicht aufgeben durfte, denn ihr Ende würde auch der Tod ihres Kindes sein. Doch Felipes Sohn sollte leben!

2.

Die Soldaten kämpften sich den steilen Anstieg hinauf. Fast jeder war verwundet, und ihre Kleidung und ihre Ausrüstung hatten auf dem harten Marsch und im Gefecht gelitten. Zwar besaß Domingo ein Pferd, war aber abgestiegen, weil das Tier völlig abgetrieben war und ihn nicht mehr den Passweg hätte hochtragen können. Obwohl er während der Flucht immer wieder im Sattel gesessen hatte, war er nicht weniger erschöpft als seine Kameraden.

»Wie weit ist es denn noch bis zur Passhöhe?«, fragte einer der Männer verzweifelt.

Froh, einen Augenblick verschnaufen zu können, blieb Domingo stehen. »Ich weiß es nicht. Sehr weit kann es nicht mehr sein.«

Der Mann blickte mit furchtsamer Miene nach oben. »Für mich sieht es so aus, als würde dieser Pfad erst im Himmel enden.«

Domingo bedachte ihn mit einem zornigen Blick. »So etwas sagt man nicht, es sei denn, man will es herbeirufen! Wir sind diesen verdammten *turcos* nur um Haaresbreite entkommen und haben dabei unseren braven *capitan* und viele *compañeros* verloren. Da will ich nichts vom Himmel hören!«

»Beruhige dich, Domingo! Alfonso hat es doch nicht böse gemeint«, warf Raúl ein. »Doch was meinst du? Haben wir die Türken endlich hinter uns gelassen?«

»Davon bin ich überzeugt! Auf jeden Fall sind wir jenseits des Passes in Sicherheit. Verdammt, dass dieser Feldzug so beschissen enden musste!« Domingo stieß noch einige Flüche aus und setzte sich wieder in Bewegung.

Es dauerte ein paar Augenblicke, bis die Kameraden ihm fol-

gen konnten. Sie alle waren am Ende, wussten aber, dass sie diesen Pass hinter sich bringen mussten, wenn sie nicht doch noch Verfolgern zum Opfer fallen wollten. Am meisten kränkte es Domingo, dass sie diesen Weg ohne ihren Hauptmann bewältigen mussten. Don Felipe war als einer der Ersten in der Schlacht gefallen und nach ihm viele ihrer Kameraden. Dem Rest war nach dem Rückzug ihrer venezianischen Verbündeten nur die Flucht geblieben.

Während er noch mit dem Schicksal haderte, schloss Raúl erneut zu seinem Anführer auf. »Domingo, wir müssen ihr helfen! So kann sie nicht mehr mithalten.«

Raúl wies auf Esmaralda, die sich in einem Abstand von mehr als vierhundert Schritt hinter ihnen herschleppte und ihr zweijähriges Kind an sich gepresst hielt.

»Lass mich mit der in Ruhe!«, fuhr Domingo auf. »Sie allein ist an unserem Unglück schuld – und auch an Don Felipes Tod!«

»Sie war doch sein Weib, und es ist sein Sohn«, erwiderte Raúl drängend.

»Sie ist eine Tochter des Satans, nur geboren, um das ehrenwerte Haus de Azuaga zu verderben! Ohne sie hätte Don Felipe sich niemals mit seinem Vater zerstritten und in fremdländische Dienste treten müssen!«, schrie Domingo außer sich vor Zorn.

Da einige seiner Männer trotzdem so aussahen, als wollten sie auf die Frau warten, drohte er ihnen mit der Faust. »Ich erschlage jeden, der versucht, ihr zu helfen! Das bin ich Don Rodrigo de Azuaga schuldig. Er muss seinen jüngeren Sohn betrauern, auf den er so stolz war, und das nur, weil dieses Weib den armen Don Felipe mit ihren Teufelskünsten in ihren Bann geschlagen hat.«

»Wenn wir Doña Esmaralda nicht beistehen, muss Don Rodrigo außer seinem Sohn auch noch seinen Enkel betrauern«, antwortete Raúl heftig.

Domingo wies diesen Einwand mit einer Geste des Abscheus zurück. »Das Kind ist ein Teufelsbalg und hat nicht verdient, zu leben!« Dann deutete er Richtung Pass. »Marschier weiter! Oder wollt ihr, dass die *turcos* euch doch noch kriegen?«

Für einen Augenblick sah es so aus, als wolle Raúl sich trotz dieser Drohung seinem Befehl widersetzen. Der junge Mann war jedoch verletzt und seine Kraft fast aufgebraucht. Mit einem mitleidigen Blick streifte er Esmaralda de Azuaga und bat Gott, sich ihrer anzunehmen, selbst wenn dies hieß, dass die Türken sie und ihren Sohn ergreifen und versklaven würden. Schon bald aber vergaß er die Frau und ihr Kind unter dem anstrengenden Aufstieg und betete nur noch, dass diese Schinderei endlich ein Ende nehmen würde.

3.

Mit Bitterkeit im Herzen blickte Esmaralda de Azuaga hinter den Soldaten her, von denen ihr fast alle freundlich und hilfsbereit begegnet waren, solange ihr Mann noch gelebt hatte. Nun aber zogen sie immer weiter davon, ohne sich um sie zu kümmern. Felipe hatte seine Männer stets gut behandelt und hätte keinen von ihnen zurückgelassen. Doch Felipe war tot, und nun führte Domingo das Kommando. Ausgerechnet Domingo, der seine Abneigung gegen sie häufig genug geäußert hatte und deshalb schon einige Male von ihrem Ehemann gerügt worden war.

Sie fragte sich, wie ein Mensch so hasserfüllt sein konnte, ein unschuldiges Kind wie ihren Juan einfach in einem fremden Land zurückzulassen. Bei dem Gedanken an den Kleinen kamen ihr die Tränen. Alle Soldaten hatten mit ihrem Sohn gespielt ... Nein, nicht alle, berichtigte sie sich. Domingo hatte seine Abneigung gegen sie auch auf ihr Kind übertragen und freute sich jetzt wahrscheinlich, sie endlich so behandeln zu können, wie er es schon lange gewollt hatte.

Als Esmaralda eine Verwünschung gegen Domingo ausstieß, begriff sie, dass sie ihren Atem für den harten Anstieg zum Pass sparen musste. Sie kannte den Namen des Ortes nicht, den sie zuletzt passiert hatten, wusste nicht einmal, in welchem Land sie sich befand. Während des Kriegszugs war sie klaglos ihrem Ehemann gefolgt. Aber nun war sie allein, ohne den Schutz des geliebten Mannes, und musste erleben, wie die Soldaten, die vor wenigen Tagen noch den Rücken vor ihr gebeugt hatten, immer weiter in der Ferne verschwanden, ohne ihr auch nur eine Hand gereicht zu haben.

»Mein kleiner Juanito, wenn ich nur wüsste, wohin ich mich

wenden soll«, flüsterte sie unter Tränen und drückte das Kind an sich.

Juan brach ebenfalls in Tränen aus, denn er hatte Hunger. Doch seit sie auf der Flucht vor den Türken waren, gab es kaum noch etwas zu essen. Esmaralda hatte das wenige, was ihr geblieben war, mit ihrem Sohn geteilt und besaß nun keinen Krümel mehr. Auch sie spürte den Hunger mit eisernen Krallen im Magen wühlen und kämpfte gegen ihre Verzweiflung an.

»Wir werden über den Pass kommen, mein Juanito«, versuchte sie, sich Mut zu machen, während sie einen Schritt vor den anderen setzte. Es war ein harter Weg für die erschöpfte Frau, die zudem ihr Kind tragen musste, doch Esmaralda biss die Zähne zusammen und stieg weiter bergan.

»Bald werden wir das nächste Dorf erreichen, und dort bekommen wir etwas zu essen, mein Juanito«, flüsterte sie dem Kind zu und betete zu Gott, dass er sich ihres Sohnes und auch ihrer erbarmen möge.

Als die Sonne hinter den Bergen versank, befürchtete Esmaralda, im Dunkeln fehlzutreten und sich und das Kind zu verletzen. Daher kroch sie in ein Gebüsch, wiegte den weinenden Jungen und überlegte verzweifelt, wie sie seinen Hunger stillen konnte.

Wenn meine Brüste wenigstens noch Milch geben würden, dachte sie. Anders als die Edeldamen der hohen Häuser hatte sie ihr Kind selbst genährt, da ihr Mann nicht auch noch eine Amme auf seine Kriegszüge hatte mitnehmen können. Nach dem Zerwürfnis mit seinem Vater war das Geld knapp gewesen, und er hatte zusehen müssen, wie er sein Fähnlein versorgen konnte.

Esmaralda dachte an ihren Schwiegervater Rodrigo de Azuaga. Dieser hatte seinen Sohn vor die Wahl gestellt, entweder auf sie zu verzichten oder heimatlos zu sein. Felipe hatte sich für sie entschieden, und so hatten sie drei glückliche Jahre miteinander verlebt. Nun war Felipe tot, und sie befand sich in einem

ihr unbekanntes Land, dessen Sprache sie nicht verstand. Auch wusste sie nicht, von wem sie Hilfe erwarten durfte.

Auf ihren Schwiegervater brauchte sie nicht zu hoffen. Dieser war fern und würde vermutlich nur sagen, sein Sohn und sie hätten das ihnen gebührende Schicksal erlitten. Der einzige Lichtblick waren mehrere Schmuckstücke, die Felipe ihr vor ihrer Heirat geschenkt hatte. Als er seine Truppe gesammelt hatte, hatte sie sie ihm zurückgeben wollen, damit er sie verkaufen und seine Männer mit dem Erlös ausrüsten könne, doch er hatte es abgelehnt.

»Wenn ich einmal so weit bin, deinen Schmuck versetzen zu müssen, weiß ich, dass der Name Felipe de Azuaga nicht mehr den Klang besitzt, der einen Feldherrn dazu bringt, mich in seine Dienste zu nehmen«, hatte Felipe damals lachend zu ihr gesagt.

Zu jener Zeit war sie ein wenig enttäuscht gewesen, weil sie ihm hatte helfen wollen. Nun aber war sie froh um die drei Broschen, den Ring und die Perlenkette. Wenn sie diese verkaufte, konnten Juan und sie gewiss ein paar Jahre davon leben.

Ihr knurrender Magen verriet Esmaralda, dass es nicht an der Zeit war, an die Zukunft zu denken. Es zählte nur der Augenblick, und der war düster. Wenn Juan und sie nicht bald etwas zu essen fanden, würde ihr Weg in diesen Bergen zu Ende sein.

Trotz ihrer quälenden Überlegungen schlief Esmaralda schließlich ein und wachte mitten in der Nacht durch die Kälte auf, die ihr in alle Glieder kroch. Am Tag war es heiß gewesen, doch nun klapperten ihr die Zähne. Damit ihr Sohn nicht zu sehr fror, schob sie ihn unter ihr Kleid, um ihn mit ihrem Körper zu wärmen.

Die Nacht dehnte sich schier endlos, doch als im Osten der erste Schein des neuen Tages aufleuchtete, nahm Esmaralda ihren Sohn erneut auf den Arm und stieg weiter die Passhöhe hinauf. Ihren Durst konnten sie mühsam an einer tröpfelnden Quelle stillen, die aus einer Felswand trat. Eine kurze Zeit

schien es, als habe die Nachtruhe ihr frische Kräfte verliehen. Doch kaum war die Sonne höher gestiegen, wurde es warm, und sie fühlte ihre Erschöpfung doppelt. Alle drei, vier Schritte musste sie anhalten und verschnaufen.

Stunden vergingen. Der kleine Juan war so geschwächt, dass er die meiste Zeit schlief, während Esmaraldas wirbelnde Gedanken längst einer dumpfen Leere gewichen waren, in der sich Gegenwart und Vergangenheit mischten. Immer wieder vernahm sie die Stimme ihres Schwiegervaters, der sie verfluchte, weil sie ihm den Sohn genommen habe. Während ihr die Tränen über die Wangen liefen, glaubte sie Schritte an ihrer Seite zu hören, und dann erklang die Stimme ihres Mannes.

»Es wird alles gut, Esmaralda, glaube mir! Auch wenn der Vater mir zürnt, werden wir unseren Platz im Leben erkämpfen.«

»Das werden wir!«, sagte sie, doch ihr antwortete nur der Wind.

Allmählich machte ihr wieder der Durst zu schaffen. Ihre Lippen wurden erst trocken, dann rissig, und irgendwann spürte sie den Geschmack von Blut im Mund. Angeekelt wollte Esmaralda ausspucken, doch der Speichelfluss war längst versiegt.

»Mein Gott, warum quälst du mich so?«

Die Trauer um ihren Mann, die während der Flucht ein wenig in den Hintergrund getreten war, brach sich jetzt mit aller Macht Bahn, und sie wünschte sich, ebenso tot zu sein wie ihr geliebter Felipe.

Das Greinen ihres Sohnes erinnerte Esmaralda daran, dass sie an mehr zu denken hatte als nur an sich. Während sie mit einer Hand das Kind hielt, wischte sie sich mit dem Handrücken die Augen trocken und ging weiter.

Irgendwann drang ein plätscherndes Geräusch an ihr Ohr. Zuerst achtete sie nicht darauf, blieb dann aber mit einem Schlag stehen.

»Wasser!« Sie sah sich um und entdeckte hoch über sich einen kleinen Wasserfall, der jedoch auf der Felswand versprühte. Da die Steine in ihrer Nähe feucht waren, presste sie die Lippen dagegen, um die Flüssigkeit abzulecken. Dann benetzte sie ihre Hand und bestrich damit Juans Lippen.

»Mama, mehr!«, flehte der Junge und brachte sie damit erneut zum Weinen.

»Ich habe nicht mehr, mein Kleiner, und ich kann nicht hoch genug steigen, um an das Wasser zu gelangen!«

Schweren Herzens ging sie weiter. Sie hatte Glück, denn nur wenig später erreichte sie eine Stelle, an der Wasser aus einer kleinen Öffnung im Felsen trat und sich als schmaler Bach in der Tiefe verlor. Endlich konnte sie Juan genug zu trinken geben und selbst ihren Durst stillen.

Als sie weiterging, bemerkte sie, dass sie die Passhöhe überschritten hatte, denn sie sah tief unter sich einen weiten Talkessel, der von grauen Bergriesen umgeben war. Zur rechten Hand erstreckte sich ein länglicher See, und unweit davon lag eine Stadt. Nach ein paar weiteren Schritten schien es ihr, als erkenne sie auf einer an einem Fluss entlangführenden Straße Fuhrwerke.

Für Esmaralda war es wie ein Blick ins Paradies. Dort würde sie Hilfe finden, fuhr es ihr durch den Kopf, als sie ihren Sohn aufhob und weiterschritt.

Esmaraldas Erleichterung hielt nicht lange an. Für den Aufstieg zum Pass hatte sie beinahe zwei Tage gebraucht, und sie begriff rasch, dass der Abstieg kaum weniger anstrengend sein würde. Als der Abend hereinbrach, hatte sie ihrer Schätzung nach weniger als ein Drittel des Weges bis ins Tal geschafft. Da sie immer wieder an tiefen Abgründen und Felspalten vorbeikam, musste sie auch in dieser Nacht an einem Hang rasten, dessen spärliches Gestrüpp keinen Schutz bot. Zudem machte ein kühler Wind aus dem Norden den Aufenthalt zur Qual. So legte Esmaralda sich mit dem Rücken zum Wind, um ihren Sohn zu schützen.

Das Kind war so matt, dass sie sich wünschte, ein Engel des Herrn würde vom Himmel steigen, sie und Juan an der Hand nehmen und zu ihrem Mann bringen. Doch der Himmel blieb verschlossen, und zu allem Unglück setzte mit der Dämmerung auch noch Regen ein. So willkommen der erfrischende Guss in der Hitze des letzten Tages gewesen wäre, verstärkte er jetzt die Kälte, die sich in Esmaraldas Gliedern breitgemacht hatte und die auch nicht mehr weichen mochte, als sie wieder aufbrach.

In Esmaraldas Gedanken hatte nichts anderes mehr Platz als der Wille, das Kind festzuhalten und einen Fuß vor den anderen zu setzen. Irgendwann kam sie an einigen Pferdeäpfeln vorbei, die Domingos Gaul hinterlassen hatte. Sie waren bereits ganz zerfallen, und der Regen spülte ihre Reste die Straße hinab.

Nach den nächsten Schritten wurde die Straße eben, und die ersten Häuser kamen in Sicht. Bei ihrem Anblick erinnerte Esmaralda sich daran, weiter oben niedergebrannte Reste von Gebäuden gesehen zu haben. Waren die *turcos* sogar bis hierher

vorgedrungen? Erschrocken sah sie sich um, schüttelte diesen Gedanken aber schnell ab und richtete ihr Augenmerk auf die Straße am Fluss. Sie erreichte diese und sank dort so entkräftet zu Boden, dass sie glaubte, nie wieder aufstehen zu können. Mit einem Mal vernahm sie das Geräusch rollender Räder, raffte sich auf und stolperte auf die sich nähernden Gespanne zu.

Es war ein Zug aus mehreren großen Fuhrwerken, die von jeweils vier Pferden gezogen wurden. Bewaffnete begleiteten die Wagen, und die Fuhrleute und Knechte trugen ebenfalls Kurzschwerter oder lange Dolche am Gürtel. Esmaralda taumelte auf einen der Männer zu und sprach ihn in ihrer Muttersprache an.

»Guter Mann, hab Mitleid mit mir und meinem Sohn! Hilf uns, denn wir sind allein und verlassen!«

Der Mann musterte ihre zerrissene, schmutzige Kleidung und ihr abgezehrtes Gesicht und versetzte ihr einen Stoß. »Lass mich in Ruhe, du Landstreicherin!«

Esmaralda war so schwach, dass sie stürzte und das Bewusstsein verlor. Der Mann warf ihr noch einen kurzen Blick zu und nahm wieder seinen Platz im Wagenzug ein.

Esmaralda erwachte durch das Schreien ihres Sohnes. Einige Augenblicke starrte sie verwirrt um sich und konnte kaum glauben, neben einer staubigen Straße in einem fernen Land zu liegen, denn sie war eben noch zusammen mit ihrem Felipe auf dessen Vater zugetreten und von diesem unerwartet freundlich empfangen worden.

Es dauerte eine Weile, bis sie begriff, dass sie wieder von Traumgebilden heimgesucht worden war, und sah dann nach ihrem Sohn. Zu ihrer Erleichterung hatte er bei ihrem Sturz keinen Schaden genommen. Sein Bauch war jedoch angeschwollen, und er jammerte, dass er Hunger und Durst habe.

»Das habe ich auch, mein Kleiner! Das habe ich auch ...«, antwortete sie und schleppte sich mit dem Kind auf dem Arm zum Fluss, um wenigstens ihren Durst zu löschen.

Sie blieb am Ufer sitzen. Von der Höhe aus hatte sie eine Stadt gesehen und auch mehrere Dörfer. Esmaralda begriff jedoch mit erschreckender Klarheit, dass sie nicht einmal sagen konnte, in welcher Richtung die nächste Ansiedlung lag. Und selbst wenn sie es gewusst hätte, wäre sie zu schwach gewesen, sie zu erreichen. Sie musste an dieser Stelle warten, bis ein barmherziger Samariter erschien und sich ihrer annahm. Nach ihren Erfahrungen mit dem Wagenzug bezweifelte sie jedoch, dass es dazu kommen würde.

Daher blickte sie nicht einmal auf, als sich wieder ein Wagen näherte. Dieser wurde von einem einzigen Ochsen gezogen, und es saßen nur ein Mann und ein Junge darauf. Zuerst schien es, als würden sie an der jungen Frau und dem Kind vorbeifahren. Da klang die helle Stimme des Knaben auf.

»Papa, schau, dort sitzt jemand!«

Der Mann zügelte den Ochsen und hielt an. Sein Blick war misstrauisch, doch verlor sich das, als er Esmaralda sah.

»Kann ich dir helfen?«, fragte er.

Esmaralda verstand ihn nicht, schloss aber aus seiner Miene, was er meinte, und zwang ihren widerstrebenden Körper aufzustehen. »Um Gottes Gnade willen, nehmt mich mit! Wir sind vor den *turcos* geflohen, und meine Begleiter haben mich zurückgelassen«, sagte sie, während sie auf den Wagen zuwankte.

»Schon gut! Ich versteh dich nicht«, wehrte der Mann ab und wandte sich an seinen Sohn. »Was meinst du, was wir mit ihr machen sollen?«

»Vielleicht versteht einer der frommen Patres von Arnoldstein, was sie sagt«, antwortete der Junge.

»Es ist sicher das Beste, wir bringen sie dorthin. Komm, steig auf!«

Auf die einladende Geste des Mannes hin legte Esmaralda ihr Kind auf den Wagen. Als sie selbst aufsteigen wollte, fehlte ihr die Kraft dazu.

»Das hat man von seiner Gutmütigkeit«, stöhnte der Mann, während er dem Jungen die Zügel reichte und abstieg, um der Frau auf den Wagen zu helfen.

»*Muchas gracias!*«, flüsterte Esmaralda, zog ihren Sohn zu sich her und kauerte sich auf dem Wagen zusammen.

Der Fuhrmann stieg wieder auf und trieb den Ochsen an, der den Wagen in langsamem, aber stetem Trott nach Südwesten zog. Esmaralda fiel derweil in einen von Albträumen gequälten Schlaf, in denen ihr Schwiegervater sich mit den Türken zusammentat, um sie und ihren Sohn zu vernichten.

Eine Berührung an der Schulter weckte Esmaralda, und sie schreckte mit einem leisen Aufschrei hoch.

»Wir sind da!«, erklärte der Fuhrmann. »Aber das letzte Stückelr musst du selber gehen.«

Seine rechte Hand wies auf einen Anstieg, der fast so steil in die Höhe führte wie die Passstraße. Zu ihrer Erleichterung sah Esmaralda jedoch, dass sie keinen Berg erklimmen musste, sondern nur einen Felsriegel, der sich über das umgebende Land erhob und oben von Mauern gekrönt wurde. Zu seinen Füßen lag ein Dorf mit neu aussehenden Häusern und rauchgeschwärtzten Ruinen, die von Dornensträuchern und Brennnesseln überwuchert waren.

Wie es aussah, hatte hier erst vor wenigen Jahren eine fürchterliche Feuersbrunst geherrscht, die kaum ein Haus verschont hatte. Die Kirche, die sie etwas seitlich hinter dem Felsriegel entdeckte, war noch im Bau, und oben auf dem Felsen wurde ebenfalls gearbeitet. Die Anlage deutete auf ein Kloster hin, das auf beengtem Raum errichtet worden war und den Markttort zu seinen Füßen wie eine Festung überragte.

Esmaralda war so müde, dass sie kaum einen klaren Gedanken fassen konnte, aber sie hoffte, bei den frommen Brüdern, die dort im Kloster lebten, Hilfe zu erhalten. Schwerfällig kletterte sie vom Wagen, nahm das Kind an sich und machte sich auf den Weg nach oben.

Bruder Vincentius, der Pförtner des Klosters, betrachtete sein Gegenüber mit einem zweifelnden Blick, denn er vermochte den Mönch, den ihr Oberhaupt, Philipp von Henneberg, der Fürstbischof von Bamberg, ihnen geschickt hatte, nicht einzuschätzen. Erst vor kurzem war Bruder Ewald nach Arnoldstein gekommen, und viele Mönche nahmen an, dass er die Lage im Kloster und in der ebenfalls zum Machtbereich des Fürstbischofs gehörenden Umgebung in dessen Auftrag überprüfen sollte. Es ging um das Geld, das an diesem Ort dringend zur Aufarbeitung der Schäden gebraucht wurde, derzeit aber noch nach Bamberg in die Schatulle des Fürstbischofs floss.

»Du siehst selbst, Bruder Ewald, wie Arnoldstein und das Gailitz- und Gailtal unter dem Feldzug der türkischen Heiden gelitten haben«, erklärte er eindringlich.

»Ich habe darüber bereits mit dem hochwürdigen Herrn Abt gesprochen und weiß, dass etliche Schäden aufgetreten sind«, gab der Bamberger zu.

»Das ist zu gering gegriffen, Bruder Ewald. Die Türken haben alle Dörfer der Umgebung niedergebrannt, ungeachtet der Frage, ob sie zu Habsburg zählen oder zu Bamberg. Auch der Handel durch das Tal der Drau und über das Kanal- und das Eisental nach Venedig hat schwer gelitten. Seine Gnaden, der Fürstbischof, sollte dies bedenken und seinen Untertanen beistehen. Es würde ihm später durch höhere Zoll- und Steuereinnahmen gedankt«, fuhr Bruder Vincentius fort.

»Ich verstehe deine Sorgen, Bruder«, antwortete der Bamberger. »Doch Seine Gnaden hat große Ausgaben, nicht zuletzt wegen der Türkengefahr.«

»Vor Bamberg stehen die Türken nicht, doch hier waren sie erst vor kurzem und haben nicht das Kind im Mutterleib geschont«, fuhr der Pförtner gereizt auf.

»Jetzt errege dich nicht, Bruder!«, erwiderte Ewald von Bamberg. »Seine Gnaden weiß sehr wohl, was seine Schutzbefohlenen in diesen Landen durch die ruchlosen Heiden erdulden mussten, und hat mich beauftragt, in seinem Namen die Schäden zu schätzen, die durch die türkischen Angriffe entstanden sind. Auch hat er Seiner Majestät, Kaiser Friedrich III., Botschaft gesandt mit der Mahnung, dass dieser die Grenzen des Reiches besser schützen solle.«

»Die Dienstleute des Kaisers haben sich beim Anblick der Türken in ihre Burgen Landskron und Finkenstein verkrochen, genauso wie die zu Bamberg zählenden Ritter auf Feder-
aun, Löwenberg und Straßfried. Den Kampf mit den Türken hat keiner von denen gesucht. Dabei war die Schar der Heiden nicht so groß, dass die habsburgischen und bambergischen Ritter nicht hätten siegen können! Sie hätten nur zusammenhalten müssen.« Bruder Vincentius machte kaum Hehl aus seinem Ärger über die Untätigkeit der adeligen Herren in diesem Land.

Diesen Argumenten konnte sich auch Ewald von Bamberg nicht verschließen. In den letzten Tagen hatte er mit Abt Christoph und anderen Mönchen über die Lage in diesem Landstrich gesprochen, der durch die wiederholten Einfälle der Türken aufs Schlimmste verwüstet worden war. Die Arnoldsteiner Bürger drängten darauf, dass ihr Landesherr in Bamberg den Wiederaufbau des Klosters und der Dörfer und Städte im Umkreis nicht nur durch fromme Worte, sondern auch durch Taten unterstützte. Dazu zählte, die zusammengeschrumpften Handelszölle nicht in die Kassen von Bamberg abzuziehen, sondern damit die größten Schäden zu beseitigen und das Leiden der Menschen zu lindern. Das Arnoldsteiner Kloster hatte bereits wertvolle Stücke des Klosterschatzes verkauft, um hel-

fen zu können. Allein aber vermochte es die schwere Bürde nicht zu tragen.

»Darauf sagst du nichts, Bruder?«, fragte Vincentius mit gerunzelter Stirn.

»Ich kann nur zuhören und aufschreiben, was geschehen ist und getan werden müsste. Entscheiden aber kann ich nicht!« Ewald bedauerte dies aufrichtig, denn sowohl das Kloster wie auch der dazugehörige Markt waren schwer heimgesucht worden, ebenso die Orte Thörl, Maglern, Goggau und Tarvis mit all ihren Dörfern unter der Bamberger Herrschaft. Auch ärgerete er sich nicht weniger als Bruder Vincentius über die einheimischen Adeligen, die sich auf ihren Burgen verschanzt und den einfallenden Türken das Land überlassen hatten.

»Dann will ich hoffen, dass du das Richtige nach Bamberg schreibst.«

Auch wenn im Kloster das Gerücht umging, der Fürstbischof habe Bruder Ewald geschickt, damit dieser Abt Christoph als Oberhaupt des Klosters nachfolgen sollte, nahm der Pförtner kein Blatt vor den Mund. Dies hier war Grenzland. Im Osten, Norden und Westen herrschte Kaiser Friedrich III. als Herzog von Kärnten, der die noch selbstständigen Herrschaften und vor allem das große bambergische Gebiet, das die Städte Villach und Tarvis mit einschloss, gerne seinem eigenen Herrschaftsgebiet angegliedert hätte. Im Süden gab es Ärger mit Venedig, das seine Position im Eisen- und Kanaltal ausbauen wollte, und aus dem Südosten brachen immer wieder die Türken ins Land, um es unter den Halbmond zu zwingen. In Bamberg mochte man diese Gefahr vielleicht für gering achten. Hier aber hatte man sie tagtäglich vor Augen.

Während des Gesprächs blickte der Pförtner hie und da durch das schmale Fenster auf den Weg, der zum Kloster hochführte, wie es seine Pflicht war.

Mit einem Mal kniff er die Augen zusammen. »Da kommt ein Weib auf das Tor zu!«

»Eine Frau will ins Kloster?« Ewald von Bamberg eilte ebenfalls ans Fenster und blickte hinaus. Es war zu wenig Platz für zwei Leute, und so trat Bruder Vincentius einen Schritt zurück.

»Eine Landstreicherin! Solche gibt es nach den Einfällen der Türken in diesen Landen zuhauf. Ich kann sie aber nicht hereinlassen«, erklärte Vincentius.

»Wir sollten ihr ein Stück Brot in die Hand drücken und sie weiterschicken«, schlug Ewald von Bamberg vor.

Vincentius nickte, blickte wieder hinaus und sah, wie die Frau taumelte und samt dem Kind, das sie auf den Armen trug, zu Boden sank.

»Wie es aussieht, müssen wir ihr helfen«, rief er und öffnete die Pforte neben dem großen Tor.

»Du willst die Frau berühren, Bruder?«, fragte Ewald von Bamberg erstaunt. »Ein Weib ist Sünde und Verführung!«

»Aus dem Alter, verführt zu werden, bin ich mittlerweile wohl heraus. Außerdem ist es Gottes Gebot, den Armen und Schwachen beizustehen.«

Ohne sich von dem Bamberger aufhalten zu lassen, eilte der alte Mönch nach draußen und beugte sich über die Frau. Diese lag still, und nur das rasche Heben und Senken ihrer Brust zeigte, dass sie noch lebte. Das Kind hingegen schrie zum Gotterbarmen.

Bruder Vincentius musste es aus den Armen der Frau winden, um nachsehen zu können, ob es sich bei dem Sturz verletzt hatte. Die kleinen Gliedmaßen waren jedoch unversehrt, und das Kind wies nur eine kleine Beule an der Stirn auf. Der alte Mönch ahnte, dass es mehr aus Schreck und Hunger weinte, und winkte den Bamberger zu sich.

»Nimm du das Kind, Bruder Ewald! Ich will zusehen, dass ich die Mutter in die Pförtnerstube schaffe.«

»Aber nicht weiter hinein!«, erwiderte der Bamberger abwehrend und nahm das Kind an sich. Als er sah, wie sehr sich Vincentius mit der Frau abmühte, schüttelte er den Kopf.

»So geht es nicht, Bruder Vincentius! Nimm du das Kind, und ich kümmerge mich um die Mutter. Ich werde Gott heute Abend durch Fasten und Gebet um Verzeihung bitten, dass ich sie berührt habe.«

Vincentius empfand den Bamberger Mönch als seltsam, denn wo Hilfe nötig war, tat man dies in Gottes Namen und musste diesen dafür nicht um Vergebung ansuchen. Doch ihm sollte es recht sein. Er ließ die Frau aufatmend los, übernahm das Kind und brachte es in die Pförtnerstube. Wenig später schleifte Ewald die Frau herein. Zu tragen hatte er sie nicht gewagt, um Gott nicht zusätzlich zu erzürnen. Immerhin hatte er bei seinem Gelübde geschworen, Frauen zu meiden und keine von ihnen zu berühren. Gegen diesen Eid hatte er nun verstoßen und würde Gott dafür im Gebet um Vergebung bitten.

Vincentius hingegen überlegte, wie sie Mutter und Kind am besten helfen konnten. »Bruder Ewald, sei so gut und hol Bruder Cyprian. Er ist in der Versorgung von Wunden und dem Heilen von Krankheiten beschlagener als unser Bruder Apotheker. Und bring ein wenig Hühnersuppe mit. Das Kind hat gewiss Hunger, und ich wage es nicht, ihm in seinem Zustand feste Nahrung zu geben. Außerdem brauche ich Tücher, die sich als Windeln eignen. So wie es riecht, ist seine jetzige Windel schon länger nicht mehr gewechselt worden.«

»Hoffentlich ist es ein Knabe«, sagte Ewald von Bamberg.

»Und wenn es ein Mädchen ist, werde ich ihm trotzdem die Windeln wechseln!« Nun ärgerte Vincentius sich doch über Ewalds Bedenkenträgerei. So konnte man vielleicht in Bamberg handeln, wo es genug Knechte gab, die einem Mönch unangenehme Pflichten abnahmen. Hier aber hieß es, zuzugreifen, und die Einzigen, die dazu in der Lage waren, waren sie beide und Pater Cyprian.

Pater Cyprian war ein derb gebauter Mann, der fast vier Jahrzehnte jünger war als Vincentius, und mit seinen Pranken vermochte er Hufeisen zu biegen. Es gab jedoch im weiten Umkreis niemanden, dessen Hände bei der Behandlung von Verwundeten und Kranken sanfter waren als die seinen.

Er untersuchte zunächst das Kind, das sich zu Ewald von Bamberg's Erleichterung als Junge erwies, und schob es diesem zu.

»Alle Knochen sind heil! Der Junge hat aber schon länger nichts mehr in den Magen bekommen. Sei also vorsichtig, wenn du ihn fütterst. Vier, fünf Löffel Suppe, mehr verträgt er nicht. Es kommt sonst zum Ausfluss, und der kann bei einem so kleinen Würmchen tödlich sein.«

»Was ist mit dem Weib?«, fragte Ewald und begann, dem kleinen Juan den ersten Löffel Hühnersuppe einzuflößen.

»Das muss ich erst feststellen!« Pater Cyprians Stimme klang bedrückt, denn der Frau waren die Strapazen weitaus stärker anzusehen als ihrem Sohn. Ihr Gesicht war abgezehrt, die Lippen aufgesprungen und blutig, und die Stirn so heiß, dass er das Schlimmste befürchtete.

»Ich werde ihr Arznei einflößen müssen, obwohl sie bewusstlos ist. Bruder Vincentius, du wirst mithelfen! Halte sie so, dass sie sich nicht verschlucken kann. Sollte etwas in die Luftröhre gelangen, könnte es ihr Tod sein.«

»Das wollen wir nicht hoffen.« Vincentius setzte die Frau mit Cyprians Hilfe auf, und dieser begann mit äußerster Vorsicht, ihr ein wenig von seinen Tinkturen in den Mund zu träufeln.

Plötzlich hustete sie, öffnete die Augen und sah sich verwirrt um. »*Mi hijo?*«, flüsterte sie.

Obwohl die drei Mönche sie nicht verstanden, begriff Bruder Cyprian, was sie meinte, und hob den Jungen auf, damit sie ihn sehen konnte.

»Juanito!« Ein Seufzer der Erleichterung erklang, dann schloss Esmaralda die Augen und versank in einen Zustand, der zwischen Dämmern und einem wie betäubten Schlaf lag.

Es gelang Bruder Cyprian jedoch, ihr all seine Arzneien einzuflößen. Danach sah er sie kopfschüttelnd an. »Sie müsste ausgezogen und gebadet werden und in ein richtiges Bett kommen.«

»Aber nicht hier im Kloster!«, wandte Ewald von Bamberg ein.

»Wir haben bei der Pforte ein paar Kammern für Gäste eingerichtet. Wenn der Abt einverstanden ist, kann sie dort bleiben. Wir müssten nur ein oder zwei Weiber aus dem Ort holen, die sich um sie kümmern.«

»Noch mehr Frauen im Kloster?«, fragte Ewald von Bamberg entsetzt. Ihm passte dies gar nicht, denn er kannte genug Klöster, in denen die nötige Trennung der Geschlechter nicht eingehalten wurde. Bei einigen hieß es sogar, sie bräuchten keine Neueintritte, weil sie für ihren Nachwuchs an Novizen und Nonnen selbst sorgten. Doch auch er begriff, dass man die Frau nicht in der Pfortenstube liegen lassen konnte. Als er Esmaralda genauer betrachtete, nahm er wahr, dass ihr Kleid zwar abgetragen, schmutzig und zerrissen war, aber aus edlen Stoffen wie Samt und Seide bestand.

»Das ist gewiss keine arme Frau«, sagte er zu seinen Mitbrüdern.

Diese achteten jedoch nicht auf ihn, sondern versorgten Esmaralda. Schließlich bat Pater Cyprian Ewald von Bamberg, warmes Wasser in eine der Gästekammern schaffen zu lassen.

»Ich hole unterdessen die Kesslerin. Sie ist eine brave Witwe, die als Hebamme arbeitet, und zwei ihrer Söhne dienen dem Kloster auf den Fluren von Arnoldstein. Sie soll die Fremde entkleiden und waschen.«

»Damit bin ich einverstanden«, erklärte Bruder Ewald und ging los, um einem der minderen Brüder zu befehlen, in der Kammer alles für die Fremde vorzubereiten.

Während der junge Mönch dienstefrig loseilte, gesellte sich ein weiterer Pater zu Ewald von Bamberg.

»Was habe ich da gesehen? Ihr habt ein Weib ins Kloster geholt?«, fragte er.

Ewald nickte. »Bruder Cyprian und Bruder Vincentius waren der Meinung, dass dies das Beste wäre. Die Frau ist sehr erschöpft. Ich halte sie ihrer Kleidung nach für eine Edeldame, die vor den Türken fliehen musste. Immerhin gab es einen Feldzug der Venezianer gegen dieses gottlose Gesindel, und da mag sie ihr Heim verloren haben.«

»Dann hätte sie gewiss Geld bei sich – und Urkunden, die ihre Herkunft bezeugen.«

Zwar hatte Ewald von Bamberg noch nicht nachgesehen, erinnerte sich aber, dass die Fremde eine Tasche am Gürtel trug. »Das mag sein, Bruder Norbert. Ich werde es prüfen.«

Er ging in die Pförtnerstube, in der die Fremde immer noch lag, und Norbert folgte ihm beinahe auf dem Fuß.

»Wer mag sie sein?«, fragte er.

»Sie ist noch zu schwach, um Rede und Antwort stehen zu können. Die wenigen Worte, die sie sagte, gehören zu einer fremden, mir unbekanntem Sprache«, antwortete der Bamberger.

»Wäre es Windisch gewesen, hätte Bruder Vincentius es verstehen müssen. Er ist selbst einer der Windischen, auch wenn er hier im Kloster unsere Sprache gut zu sprechen gelernt hat. Er versteht sogar das Welsche, das in Friaul und in Venedig gesprochen wird. Sollte es vielleicht eine Französin sein?«, mutmaßte Pater Norbert.

»Das glaube ich nicht. Ich verstehe ein wenig von dieser Sprache, denn ich habe im Auftrag meines Abtes mehrere Wochen in einem Kloster in Frankreich verbracht«, antwortete Ewald

von Bamberg leicht gereizt. Ihm war Pater Norbert zu neugierig, doch er konnte ihn nicht wegschicken, da er zu jenen Arnoldsteiner Mönchen zählte, deren Wort beim Abt etwas galt.

»Helft mir nachzusehen, ob das Weib etwas von Wert oder Urkunden bei sich hat«, sagte er daher und trat wieder in die Pfortenstube.

Pater Cyprian war noch nicht zurückgekehrt, daher blieb ihm die Zeit, die Tasche vom Gürtel der Frau zu nehmen und sie zu öffnen. Pater Norbert, ein hoch aufgeschossener Mann mit angenehm wirkenden Gesichtszügen, blickte ihm über die Schulter.

Als Erstes kam eine goldene Brosche zum Vorschein, die mit Halbedelsteinen besetzt war. Auch wenn deren Wert sich in Grenzen hielt, zeigte es doch, dass keine arme Frau vor ihnen lag.

Norberts Augen leuchteten beim Anblick des Schmuckstücks auf. Als Ewald von Bamberg zwei noch wertvollere Broschen, eine Perlenkette und einen Siegelring zum Vorschein brachte, nickte er anerkennend. »Wie es aussieht, hat das Weib mehr von Wert bei sich, als sich derzeit in der Truhe des Abtes befindet.«

»Dieser Vergleich ist unangebracht«, wies Ewald von Bamberg ihn zurecht. »Was die Fremde bei sich hat, ist wohl ihr Schmuck, den sie bei ihrer Flucht in die Tasche gesteckt hat. Wir werden uns zu späterer Zeit darum kümmern. Vorerst nehme ich alles zu mir und bewahre es auf. Ihr seid meine Zeugen!«, erklärte er Pater Norbert und Bruder Vincentius.

Während der alte Pförtner nickte, warf Pater Norbert einen begehrlichen Blick auf den Schmuck. Den anderen gegenüber aber tat er so, als interessiere er sich nicht für den Besitz der Fremden.

»Es sei, wie du sagst, Bruder Ewald! Wenn du erlaubst, werde ich eine Liste der gefundenen Gegenstände erstellen, so dass ihr Besitz zweifelsfrei erwiesen werden kann.«

Da dies im Sinne Ewalds von Bamberg war, stimmte er zu. »So sei es! Doch ich sehe Bruder Cyprian mit einer der Frauen aus dem Markt den Weg heraufsteigen. Wir sollten die Fremde der Kesslerin überlassen.«

»Es sollte einer von uns dabei sein, wenn die Hebamme sie auszieht. Ich halte es für möglich, dass sie wertvolleren Schmuck und wichtige Dokumente am Leib versteckt hat«, wandte Pater Norbert ein.

Ewald von Bamberg wehrte mit beiden Händen ab. »Wo denkst du hin? Es ist bereits nicht richtig, die Fremde im Kloster zu lassen. Da darf sie auch als Bewusstlose niemanden von uns zur Sünde verführen.«

Pater Norbert lachte spöttisch auf. »Sünde? Was du schon wieder denkst, Bruder! Mir geht es nur darum, dass die Kesslerin nicht etwas findet und mitnimmt. Oder willst du sie durchsuchen, wenn sie das Kloster wieder verlässt?«

»Kesslers Witwe war immer ehrlich und gottergeben! Weshalb sollte sie es plötzlich nicht mehr sein?«, rief Bruder Vincentius, der sich ebenfalls über Pater Norbert ärgerte.

Dieser hob mahnend den Finger. »Weißt du, ob der Teufel sie verführen und zur Unehrllichkeit bringen will?«

»Auf jeden Fall wird er uns nicht verführen. Wir bringen die Fremde in die Kammer und verlassen diese dann, während die Kesslerin sich ihrer annimmt.«

Ewald von Bambergs Stimme ließ keinen Widerspruch zu. Auch wenn er hier in Arnoldstein mit keiner fest umrissenen Aufgabe betraut war, so verfügte er als Abgesandter des fürstbischöflichen Landesherrn über eine Autorität, der sich sogar Abt Christoph beugen musste.

Pater Norbert gab es daher auf zu fordern, dass er bei der Entkleidung der Fremden dabei sein sollte. Stattdessen klopfte er Esmaraldas Kleidung ab, entdeckte aber zu seiner Enttäuschung nichts mehr. Danach half er, die Frau in die Kammer zu bringen, die Bruder Cyprian für sie bestimmt hatte.

Die Kesslerin war seit Jahren die Hebamme im Ort und hatte schon vielen Arnoldsteinern auf die Welt geholfen. In den letzten Jahren waren ihre Fertigkeiten im Verbinden von Wunden jedoch wichtiger geworden. Bei den wiederholten Angriffen türkischer Streifscharen hatte es viele Verletzte gegeben, und wenn sie auch nicht jeden von ihnen hatte retten können, gab es doch viele, die ihr das Leben verdankten.

Für die alte Frau war es daher nichts Neues, an ein Krankenbett gerufen zu werden. Sie musterte die Fremde und das Kind, das in einen Schlaf der Erschöpfung gefallen war, da sein Durst gestillt war und auch der Hunger nicht mehr ganz so sehr zwickte. Obwohl dem Kleinen die Strapazen anzumerken waren, konnte die Kesslerin feststellen, dass es ein hübscher Junge mit feinen, schwarzen Locken war und so gesund, wie man es sich in seiner Lage nur wünschen konnte.

Anders sah es bei der Mutter aus. Als sie Esmaralda entkleidet hatte, zeigte es sich, dass die Anstrengungen der Flucht tiefe Spuren hinterlassen hatten. Schlimmer als das war jedoch das Fieber, das im Körper der Frau wütete. Die Hebamme legte mehrmals die Hand auf ihre Stirn und schüttelte den Kopf. Zwar wusste sie Aufgüsse aus Brombeerblättern, Hagebutten und anderen Pflanzen zu bereiten, doch gegen ein solches Fieber waren sie wohl nicht besser, als wenn sie mit Kirschkernen nach einem Wolf würfe, um diesen zu vertreiben.

Trotzdem ging die Kesslerin zur Tür und streckte den Kopf hinaus. »Ich brauche heißes Wasser und mehrere Kräutersäckchen aus meinem Haus. Sagt der Ria, sie soll Euch die Mittel gegen Fieber geben – und zwar alle!«, wies sie Pater Cyprian an, der zusammen mit Pater Norbert draußen wartete.

Pater Cyprian nickte und wandte sich an Pater Norbert.
»Sorge du für das Wasser! Ich gehe ins Dorf hinab.«

»Kann das die Alte nicht selbst tun? Wir sind doch nicht ihre Knechte!«

»Ich muss das Weib waschen und schauen, ob sie Wunden aufweist«, erklärte die Kesslerin und schlug Pater Norbert, der an ihr vorbei einen Blick in die Kammer erheischen wollte, die Tür vor der Nase zu.

Danach säuberte sie Esmaralda vorsichtig, tastete dabei deren Glieder ab, um zu sehen, ob sie verletzt war, und legte ihr schließlich Wadenwickel an, um das Fieber ein wenig zu senken. Da sie ihr die schmutzige Kleidung nicht mehr anziehen wollte, legte sie eine Decke über die junge Frau und widmete sich anschließend dem Jungen.

Ihr erster Eindruck bestätigte sich. Er war in einem weitaus besseren Zustand, als man es anhand seiner abgezehrten und erschöpften Mutter hätte vermuten können.

»Hast gut aufgepasst auf deinen Buben«, lobte sie die Ohnmächtige, während sie die Windeln des Kindes wechselte und es, als es wach wurde und sich verwirrt umsah, mit ein paar Löffeln der mittlerweile kalt gewordenen Hühnersuppe fütterte.

Wenig später brachte Pater Cyprian die von ihr angeforderten Kräuterarzneien, während das heiße Wasser noch auf sich warten ließ.

»Muss wohl erst kochen«, murmelte der Pater und verließ die Kammer wieder, da er seinem Mitbruder Norbert zutraute, diesen Auftrag nicht weitergegeben zu haben.

Kurze Zeit später kehrte er mit einem kleinen Kessel voll dampfendem Wasser zurück.

»Da ist es!«, meinte er überflüssigerweise.

Die Kesslerin hatte unterdessen ihre Kräuter in mehrere Becher verteilt und übergoss diese nun mit dem heißen Wasser. Besonders zuversichtlich wirkte sie nicht. »Ich glaube, das Ge-

bet ist diesmal eine stärkere Medizin für die Frau als meine Kräuter«, sagte sie leise.

»Wir werden die Fremde in unser Gebet aufnehmen«, versprach der Pater und wollte die Kammer wieder verlassen. Da klang erneut die Stimme der Kesslerin auf.

»Hochwürdiger Herr, die Frau braucht ein Gewand. Oder wollt Ihr sie hier so liegen lassen, dass man nur die Decke heben muss, um ihre Nacktheit zu sehen?«

Pater Cyprian blieb an der Tür stehen. »Natürlich nicht! Hast du nicht etwas, das du ihr überziehen kannst?«

»Ich bin ein armes Weib und froh über das, was ich am Leib trage. Außerdem passt ihr mein Gewand nicht, und meine Enkelin ist noch zu klein, um ihr das Hemd zu leihen«, antwortete die Hebamme kopfschüttelnd.

»Ich werde sehen, was ich machen kann. Bleib du so lange da! Ich will nicht, dass sich einer meiner Mitbrüder hier hereinschleicht, um Verbotenes zu betrachten.«

Pater Cyprian klang verärgert, doch er wusste selbst, dass die Bewohner, nachdem die Türken ihre Häuser niedergebrannt hatten, zu arm waren, um sich ausreichend Tuch für Kleidung leisten zu können. Selbst hier im Kloster trugen die Mönche ihre Kutten sehr viel länger, als sie es gewohnt waren.

»Schickt jemanden ins Dorf zur Ria, damit sie heraufkommt und mich ablösen kann. Ich habe zu arbeiten«, forderte die Kesslerin ihn noch auf, bevor er ging.

Pater Cyprian überlegte kurz und beschloss dann, es nicht zu tun. Zwar war das Mädchen erst zwölf Jahre alt, stellte aber trotzdem eine Verlockung für jene Mönche dar, die durch die Schrecken der letzten Jahre im Glauben irregeworden waren. Einer davon war in seinen Augen Pater Norbert. Dieser war früher ein fähiger Mann gewesen und auf dem besten Weg, in der Klosterhierarchie aufzusteigen. Doch seit er das Treiben der türkischen Krieger hatte mit ansehen müssen, fehlte ihm die Innigkeit des Glaubens, die für einen Mönch unabdingbar war.

Zwei Tage vergingen. Bruder Cyprian hatte im Dorf ein sauberes Hemd aufgetrieben, so dass Esmaraldas Blößen bedeckt waren, und er hatte sein Versprechen eingehalten, für die Fremde zu beten. Doch es schien, als wolle Gott ihn nicht erhören. Zwar war der kleine Junge den Worten der Kesslerin zufolge wieder gesund, doch um seine Mutter stand es schlecht.

»Ich habe ihr eingegeben, was ich hatte«, erklärte die Hebamme an diesem Abend den Patres Cyprian und Norbert.

Der Abt hatte bestimmt, dass immer zwei Mönche die Kammer der Kranken betreten mussten, und nie einer allein. Auch er traute nicht jedem seiner Mitbrüder. In so schlimmen Zeiten wie diesen geschahen oft Dinge, die früher undenkbar gewesen wären.

Pater Cyprian hätte sich einen anderen Begleiter gewünscht, Pater Ewald zum Beispiel. Der Bamberger war ein kluger Kopf, und Abt Christoph hatte bereits anklingen lassen, es sei der Wunsch des Fürstbischofs von Bamberg, dass dieser ihm einmal als Oberhaupt des Klosters nachfolgen solle.

Aber Pater Norbert ging seiner Aufgabe zumindest mit dem nötigen Ernst nach. Er hatte sogar Papier und Feder bei sich, um aufzuschreiben, was die Frau in halber Bewusstlosigkeit von sich gab.

»Es ist möglich, dass wir auf diese Weise erfahren, woher sie kommt«, erklärte er Pater Cyprian, während er wieder ein paar Worte notierte.

»Immerhin haben wir bereits den Namen des Knaben erfahren«, stimmte Bruder Cyprian ihm zu.

»Sie nennt ihn Juanito. Wenn ich mich recht entsinne, könnte dies Spanisch sein und Hänschen bedeuten. Damit ist der

Knabe auf den Namen des heiligen Johannes getauft. Wir wissen nur nicht, ob er am Tage des Täufers oder des Evangelisten Namenstag hat«, erklärte Pater Norbert und beugte sich erneut vor, um zu hören, was kaum verständlich aus Esmaraldas Mund kam.

»Felipe. Das müsste auch ein spanischer Name sein und Philipp bedeuten. Daher ist es möglich, dass dies ein spanisches Weib ist«, erklärte er seinem Mitbruder.

»Du bist sehr klug«, sagte Pater Cyprian anerkennend.

Pater Norbert nickte zufrieden, doch dann huschte ein Ausdruck des Unwillens über sein Gesicht. »Was nützt jede Klugheit, wenn andere aufgrund ihrer Herkunft oder der Protektion durch hohe Herrschaften den Vorzug erhalten? Pater Ewald zum Beispiel könnte strohdumm sein. Da aber der Fürstbischof ihn sich als Abt Christophs Nachfolger wünscht, wird er wohl gewählt werden, mögen auch andere zehnmal besser dafür geeignet sein.«

Pater Cyprian begriff durchaus, dass sein Mitbruder dabei an sich dachte. Vor einigen Jahren hatte es so ausgesehen, als werde Pater Norbert einen bedeutenden Rang im Klostergefüge einnehmen. Er war jedoch mit seinem Ehrgeiz angeeckt und hatte jene Mitbrüder mit Missgunst verfolgt, die er, ob zu Recht oder Unrecht, als diejenigen ansah, die seinem Aufstieg im Weg standen.

»Das Kloster ist autonom! Der Fürstbischof kann uns keinen Abt gegen unseren erklärten Willen aufzwingen«, antwortete er.

Pater Norbert lachte. »Glaubst du wirklich, hier würde es einer wagen, sich gegen Fürstbischof Philipp von Henneberg zu stellen? Wir sind auf seine Gnade und seine Großzügigkeit angewiesen, wenn wir Arnoldstein wieder in die Höhe bringen wollen. Da sagt keiner etwas, und wenn er einen fünfjährigen Sohn, den er mit seiner Mätresse haben sollte, zum Abt erheben würde.«

Pater Cyprian missfiel es, dass Pater Norbert von allen Menschen immer nur das Schlechteste annahm. Dabei war Ewald von Bamberg vermutlich am besten geeignet, den Fürstbischof dazu zu bewegen, wenigstens einen Teil der Straßenzölle, die von den Mautstellen eingezogen wurden, für den Wiederaufbau des Klosters und der zugehörigen Dörfer zu verwenden. Dies Norbert zu erklären, war jedoch vergebene Liebesmüh.

»Ich glaube, sie sagt wieder etwas«, rief er und reichte dem Mitbruder die Feder.

»Wenn ich diese Sprache wenigstens verstehen würde. So muss ich sie nach dem Hörensagen aufschreiben und weiß nicht einmal, wann ein Wort zu Ende ist!«, erklärte Pater Norbert aufstöhnend, während seine Feder über das Papier flog.

Nach einer Weile sah er zu Pater Cyprian hoch. »Das Tintenfass scheint leer zu sein. Wärst du so gut, Bruder, es zu füllen? Ich versuche, mir derweil zu merken, was sie sagt.«

Es war nicht im Sinne des Abtes, wenn ein Mönch mit der Frau allein blieb. Andererseits konnte das, was sie sagte, wichtig sein. Pater Cyprian zögerte daher nur kurz und verließ dann doch die Kammer.

Er hätte sich keine Sorgen machen müssen, denn die Frau sah viel zu elend aus, um Pater Norbert als Mann zu reizen. Zudem wagte der Mönch es wegen ihres hohen Fiebers nicht, sie zu berühren, sondern lehnte sich zurück und starrte gegen die Wand. Nie zuvor hatte er für seine Zukunft so schwarz gesehen wie in diesen Tagen. Obwohl es ihm gelungen war, die Gunst des Abts zu erringen, würde er in der Hierarchie nicht so hoch aufsteigen, wie er es gehofft hatte. Ewald von Bamberg mochte ihn nicht und würde, sobald er Abt Christoph nachgefolgt war, ihn höchstens mit nachrangigen Pflichten beauftragen.

Plötzlich sah die Kranke den Pater an und sagte etwas, das ihrer Miene nach »Wo bin ich hier?« bedeuten konnte.

»Wie geht es dir, meine Tochter?«, fragte er zuerst auf Deutsch und wiederholte es dann in lateinischer Sprache.

Esmaralda atmete auf. Zwar wusste sie nicht, wie sie an diesen Ort gelangt war. Es konnte eine Burg sein oder vielleicht sogar ein Kloster, weil ein Mönch bei ihr wachte. In ihrer Kindheit hatte sie teilweise am Unterricht ihrer Brüder teilnehmen dürfen und dabei ein wenig Latein gelernt. Zwar musste sie sich anstrengen, um die passenden Worte zu finden, konnte aber in dieser Sprache antworten.

»Wo bin ich hier?«

»Du befindest dich im Kloster Arnoldstein, meine Tochter.«

»Wo ist mein Sohn?« Esmaralda sah sich erschrocken um und atmete auf, als sie den Jungen auf einem Strohsack neben ihrem Bett entdeckte. Juan schlief, bewegte aber die Händchen und sah gesund aus.

»Wer bist du, meine Tochter?«, fragte Pater Norbert.

»Ich bin Esmaralda de Azuaga, die Witwe von Don Felipe de Azuaga y Carrion.«

»Ihr seid von Adel?« Pater Norbert beugte sich gespannt näher, denn eine adelige Dame und deren Sohn zu retten, konnte eine Belohnung bedeuten. Dabei verschwendete er keinen Gedanken daran, dass diese nicht an ihn, sondern an das Kloster gehen würde.

»Mein Gemahl war der jüngere Sohn des Grafen Don Rodrigo de Azuaga y Pinjara.«

»Der jüngere Sohn?« Das schränkte eine mögliche Belohnung wieder ein. Dennoch faszinierte der Gedanke Pater Norbert, und er bat Esmaralda, ihm mehr über sich und die Familie ihres Mannes zu erzählen.

Sie tat es, denn sie war froh, jemanden zu haben, dem sie sich anvertrauen konnte. Da sie ihre Schwäche spürte und begriff, dass sie der Schwelle des Todes näher war als dem Leben, tat sie dies auch für ihren Sohn. Obwohl ihr Schwiegervater sie abgelehnt und gehasst hatte, hoffte sie doch, er würde sich seines Enkels annehmen und ihn zu sich holen lassen. Sie redete daher, ohne ihre Kräfte zu schonen. Pater Norbert erfuhr nun,

dass ihr Ehemann sie gegen den Willen seines Vaters geheiratet hatte und dafür von diesem verstoßen worden war.

Die Belohnung, die er bereits vor Augen gesehen hatte, zer-rann im Nichts, und er ärgerte sich, dass Esmaralda de Azuaga nach Arnoldstein gekommen war. Dabei gab es in dieser Ge-gend genug Orte, an die sie sich hätte wenden können. Die Stadt Villach zum Beispiel oder die Burgen Landskron und Finkenstein, die Kaiser Friedrich III. zu eigen waren. So aber würde sein Kloster, das durch den Türkeneinfall arm geworden war, für die nächste Zeit auch noch die Frau und ihren Sohn durchfüttern müssen.

Esmaralda wollte noch so viel sagen, doch sie spürte, dass die Hitze in ihrem Leib wieder stieg. Ihr Blick verschleierte sich, und sie vermochte nur noch mit Mühe ihre Gedanken zu ord-nen. Schließlich sank sie mit einem Seufzer zurück und fiel er-neut in einen Zustand lähmender Bewusstlosigkeit.

Just in dem Augenblick kehrte Pater Cyprian mit dem Tin-tenfass zurück. »Hat sie noch etwas gesagt?«, fragte er.

Pater Norbert schüttelte den Kopf. »Kein Wort! Sie lag da wie eine Tote.«

Eigentlich hatte er sich vorgenommen, das, was er erfahren hatte, nicht mehr aufzuschreiben. Nun überlegte er doch, es zu tun. Immerhin war es möglich, dass er in späteren Zeiten dieses Wissen noch brauchen konnte.

»Ich kehre in meine Zelle zurück«, sagte er und nahm Papier, Feder und Tintenfass an sich.

»Aber ich kann nicht allein hierbleiben«, protestierte Pater Cyprian.

»Das musst du auch nicht. Ich werde Bruder Vincentius bit-ten, sich zu dir zu gesellen. Es reicht, wenn er von Zeit zu Zeit auf den Weg hinausschaut.« Pater Norbert lachte bei diesen Worten leise und verließ den Raum.

Wenig später betrat der Bruder Pförtner den Raum. »Ich werde die Tür offen lassen, damit ich höre, wenn jemand gegen

das Tor pocht«, erklärte er und setzte sich zu Pater Cyprian.
»Wie geht es ihr?«

Pater Cyprian hob in einer resignierenden Geste die Hände.
»Wenn der Allmächtige nicht doch noch unsere Gebete erhört und für sie ein Wunder tut, wird sie schon bald in die Ewigkeit eingehen.«

»Es wäre wirklich schade! Die Kesslerin sagt, sie muss bis zuletzt um ihren Sohn besorgt gewesen sein.«

»Habt ihr wenigstens ihren Namen erfahren?«, fragte der Pförtner.

»Nur den des Buben, den ihren jedoch nicht.« Pater Cyprian bedauerte dies sehr, denn er hätte den Angehörigen der jungen Frau gerne eine Botschaft gesandt, damit diese von ihrem Schicksal erfuhren und sich des Kleinen annehmen konnten.

»Es ist ein Kreuz auf dieser Welt!«, fuhr er fort. »Manchmal frage ich mich, weshalb unser Herr im Himmel uns Menschen so prüft. Es sind so viele, die rein im Herzen waren, den Schwertern der Ungläubigen zum Opfer gefallen, während andere, die es verdient hätten, am Leben geblieben sind.«

»Du solltest nicht an Gottes Gerechtigkeit zweifeln, Bruder Cyprian«, mahnte der Pförtner. »Wir Menschen vermögen seine Pläne nicht zu durchschauen. Doch er ist die Macht und die Herrlichkeit, und wenn er Unschuldige Qualen erdulden lässt, dann nur, um sie ungesäumt in sein Himmelreich aufzunehmen, während andere ihr Leben weiterführen müssen, um vielleicht doch noch durch gute Taten seine Vergebung zu erlangen.«

»Du hättest Priester werden sollen, anstatt an der Pforte zu sitzen«, antwortete Pater Cyprian mit einer gewissen Bewunderung für den schlichten, aufrechten Glauben des alten Mannes.

Die beiden Mönche unterhielten sich noch lange, wenn auch flüsternd. Als die Nacht heraufzog, zündete Bruder Vincentius zwei Fackeln an und steckte sie draußen in Halterungen, damit

er erkennen konnte, wenn sich jemand näherte. Irgendwann wurde der Junge wach. Obwohl er sichtlich Hunger hatte, kämpfte er sich auf seine kurzen Beine und eilte zum Bett der Mutter.

»Mama!«, flehte er und fasste nach ihrer Hand.

»Es drückt einem das Herz ab, das zu sehen«, sagte Pater Cyprian bedrückt.

Der alte Pförtner nickte. Er setzte sich den Jungen auf den Schoß und begann, ihn mit dem einfachen Haferbrei zu füttern, der vom Abendessen übrig geblieben war. Juan schluckte brav, sah dabei aber immer wieder zur Mutter hin.

Esmaraldas Haut wies mittlerweile einen wächsernen Ton auf, und ihre Brust bewegte sich kaum mehr. Besorgt trat Pater Cyprian zu ihr und legte ihr die Hand auf die Stirn. Sie war jetzt kühl, doch er wagte nicht zu hoffen, sie könnte ihre Schwäche und das Fieber überwunden haben.

»Sie vergeht wie eine ausbrennende Kerze«, sagte er leise. »Wenn sich die Sonne wieder über den Horizont erhebt, wird sie im Paradies sein.«

»Armer, kleiner Johannes!«, flüsterte Bruder Vincentius mit Tränen in den Augen.

Da öffnete Esmaralda noch einmal die Augen, und ein Lächeln trat auf ihr Gesicht. »*Felipe, mi marido, yo ...*«

Dann verstummte sie, und als Pater Cyprian sich über sie beugte, sah er eine Tote vor sich.

Der Tod des spanischen Weibes, wie Bruder Norbert die Frau nannte, stellte nur eines von vielen Ereignissen dieses Jahres dar, und es war beileibe nicht das wichtigste für das Kloster Arnoldstein. Dennoch versammelte Abt Christoph seine engsten Vertrauten um sich, um den Vorfall zu beraten. Was die Grabstelle für Esmaralda betraf, so würde die Verstorbene auf dem Friedhof des Marktes beigesetzt werden. Mehr aber ging es dem Abt darum, was mit ihrem Sohn geschehen sollte. Um diese Frage zu klären, hatte man auch die Kesslerin auf den Klosterhügel geholt. Die alte Frau stand ehrfürchtig an der Tür der Kammer, in der sich jene sechs Mönche versammelt hatten, die über Juans Schicksal zu entscheiden hatten.

Neben Abt Christoph zählten die Patres Cyprian, Norbert und Ewald von Bamberg zu der Gruppe sowie der Almosenier und der Schatzwart des Klosters. Wurde zunächst noch festgelegt, wie viele Messen für die unglückliche Frau gelesen werden sollten, richteten sich bald aller Augen auf den Jungen.

Juan war sehr verschreckt, weil er nicht mehr zu seiner Mutter durfte und nur noch von Menschen umgeben war, deren Sprache er nicht verstand. Daher klammerte er sich an die Kesslerin, denn sie war eine Frau und hatte ihn gut behandelt. Das hatte Bruder Vincentius zwar auch, doch der Pfortner stand zu tief in der Hierarchie des Klosters, um mitentscheiden zu dürfen. Den Pater Cyprian mit seiner oft barschen Stimme hingegen fürchtete der Junge, und er mochte auch Pater Norbert nicht, da dieser ihn ein paarmal scharf zurechtgewiesen und ihm einmal sogar einen schmerzhaften Hieb versetzt hatte.

Nachdem über Esmaraldas Beerdigung Einigung erzielt wor-

den war, wandte Abt Christoph sich an die Patres Cyprian und Norbert, die sich in seinem Auftrag um die Frau und das Kind gekümmert hatten.

»Habt ihr erfahren, woher das Weib stammt und welchen Standes es ist?«

Pater Cyprian sah seinen Mitbruder an, da dieser etliche Worte Esmaraldas aufgeschrieben hatte. Eigentlich hätte Pater Norbert jetzt bekennen müssen, was er von Esmaralda de Azuaga erfahren hatte, doch er schüttelte den Kopf.

»Leider nicht.«

»Das ist bedauerlich«, fand Ewald von Bamberg.

Auch Abt Christoph nickte betrübt. »Das ist es fürwahr! Wir sollten jedoch alles daransetzen, zu erfahren, wer dieses Weib war, um ihren Verwandten Nachricht über ihr Schicksal zukommen zu lassen.«

»Wenn Ihr gestattet, ehrwürdiger Abt, werde ich mich darum kümmern«, bot Pater Norbert an. Wenn er es für richtig fand, konnte er nach gegebener Zeit immer noch behaupten, er habe in seinen Notizen einen Hinweis auf die Herkunft des spanischen Weibes gefunden.

»Ich halte es allerdings für vorrangig, zu klären, was mit dem Sohn der Frau geschehen soll«, warf Pater Cyprian ein.

Alle sahen zu Juan hin, der seine kleinen Fäuste im Kleid der Kesslerin verkrallt hatte und die Männer in den langen Kutten scheu beobachtete. Er begriff instinktiv, dass es um ihn ging.

Pater Norberts Blick traf nun die alte Hebamme. »Wir sollten das Kind der Kesslerin übergeben, damit sie es aufzieht. Hier im Kloster würde es nur stören.«

Bisher hatte die Frau geschwiegen, doch jetzt hob sie zum Zeichen, dass sie sprechen wollte, die Hand. »Verzeiht, hochwürdige Herren! Wenn der Bub drei oder vier Jahre älter wäre, würde ich es gerne tun, denn dann wäre er verständig genug, kleine Arbeiten zu erledigen, die man ihm anschafft. Aber er spricht nicht einmal unsere Sprache. Ich müsste ihn durchfüt-

tern, bis er alt genug zum Arbeiten ist, und es würde viel Mühe kosten, bis er versteht, was ich sage.«

»Du würdest dir damit Gottes Gnade erwerben und etliche Jahre Fegefeuer abgelten, wenn du dich des Kindes annimmst«, erklärte Pater Norbert salbungsvoll.

»Wenn die hochwürdigen Herren meinen, dass ich's tun soll ...«, begann die Kesslerin zögernd, wurde aber von Pater Ewald unterbrochen.

»Der Knabe ist unzweifelhaft von edler Geburt! Wie sähe es aus, wenn doch einmal Verwandte erscheinen und einen ungebildeten Bauerntölpel vorfinden? Es würde unserem Kloster nicht zur Ehre gereichen.«

»Wohl wahr!«, stimmte Pater Cyprian ihm zu.

Auch der Abt nickte. »Pater Ewald hat recht! Es würde ein äußerst schlechtes Licht auf Arnoldstein werfen und uns womöglich die Ungunst edler Geschlechter einbringen, während wir im anderen Fall auf Dankbarkeit und Spenden hoffen dürfen.«

»Eure Ansicht in allen Ehren, Euer Gnaden. Wäre der Knabe etwas älter, würde ich sofort raten, ihn als Oblaten im Kloster zu lassen. Doch derzeit – verzeiht mir den derben Ausdruck – schießt er noch in seine Windeln und muss gehegt und gepflegt werden. Ein Weib wie die Kesslerin könnte dies weitaus besser tun als wir«, wandte Pater Norbert ein.

»Sie mag uns dabei helfen. Doch halte ich es für besser, wenn der Knabe hier im Kloster bleibt«, erklärte der Abt.

»Und wer soll sich um ihn kümmern? Die meisten Fratres haben nicht die Muße dazu«, sagte Pater Norbert.

Pater Cyprian wollte sich schon melden, obwohl er bereits mit etlichen Aufgaben betraut war, doch Ewald von Bamberg war schneller als er.

»Überlasst Bruder Vincentius die Pflege des Knaben. Er sitzt meistens an der Pforte, da er wegen seines Alters keine schwereren Arbeiten mehr zu leisten vermag. Damit hat er Zeit ge-

nug, Juan erst einmal die deutsche Sprache und dann auch die wichtigsten Gebete zu lehren.«

»Ich würde den Jungen nicht Juan nennen, sondern so, wie es hier gebräuchlich ist, Johannes«, wandte einer der Mitbrüder ein.

»Dagegen ist nichts einzuwenden!« Der Abt war erleichtert, weil eine Entscheidung getroffen worden war, die alle zufriedenstellte.

Selbst Pater Norbert lenkte ein. »Wenn es der Wille des Kollegiums ist, so soll es so sein. Ich will nur zu bedenken geben, dass ich, wenn ich der Herkunft des Jungen nachspüre, mehr benötige als die paar Notizen, die ich mir am Krankenbett des spanischen Weibes gemacht habe. Daher bitte ich Bruder Ewald, mir den Schmuck der Frau zu übergeben, den er in Verwahrung genommen hat. Es mag ein Zeichen oder ein Wappen darauf sein, das mir einen Anhaltspunkt für meine Suche gibt.«

Ewald von Bamberg antwortete, ohne zu zögern. »Wenn es dir, Bruder Norbert, hilft, bin ich gerne dazu bereit. Ich hätte den Schmuck sonst in die Truhe des Klosters gegeben. So aber lege ich den gesamten Besitz des Weibes in deine Hand.«

»Ich danke dir.« Pater Norbert lächelte zufrieden. Damit besaß er nicht nur ein Wissen über die Fremde, das weit über das seiner Mitbrüder hinausging, sondern auch deren Schmuck. Es war zwar nicht so, dass den Mönchen des Klosters Geld und Gut völlig versagt blieben. Jene, die höher in der Hierarchie standen, entstammten dem Adel oder dem gehobenen Bürgertum und verfügten teilweise über eigene Einkünfte. Aber nachdem die Türken das Land mehrmals verheert hatten, waren diese zu einem Rinnsal geschrumpft, und er selbst hatte von seinem Bruder erfahren, dass er auf absehbare Zeit nicht damit rechnen dürfe, weiter von diesem alimentiert zu werden. Auch wenn er den Schmuck der Fremden vorerst nicht verkaufen konnte, so war es ihm lieber, ihn in seiner Zelle zu wissen als in der Truhe des Abtes.

»Damit ist alles beschlossen«, erklärte der Abt und erhob sich. Bevor er in seine Gemächer zurückkehrte, trat er zu Juan und strich ihm über den dunklen Schopf. »Es hat Gott, dem Herrn, gefallen, deine Mutter zu sich zu nehmen. Daher wird Arnoldstein vorerst deine Heimat werden. Sei brav und lerne fleißig, auf dass Gott, der Herr, dir seine Gnade schenkt.«

Juan verstand den Mann nicht, spürte aber, dass er es gut mit ihm meinte, und sah ihn an. »Wo ist meine Mama?«

»Bringe den Knaben zu Bruder Vincentius«, forderte der Abt nun Pater Norbert auf.

Dieser neigte kurz den Kopf und packte den Jungen. »Komm mit!«, sagte er und zerrte das Kind hinter sich her.

Ewald von Bamberg sah ihm kopfschüttelnd nach. »Ich finde, Bruder Norbert ist zu harsch zu dem Knaben.«

»Bruder Vincentius ist anders. Zwar zählt er nicht zu den gelehrten Mönchen des Klosters, aber er hat eine Herzensgüte, die dieses junge Leben aufblühen lassen wird«, erklärte Pater Cyprian ihm und kehrte dann ebenso wie die anderen Mönche an die Arbeit zurück.

Die Kesslerin folgte unterdessen Pater Norbert und Juan und blieb in einer Ecke der Pfortenstube stehen, um Bruder Vincentius noch einige Ratschläge zu geben, wie er den Knaben versorgen sollte.

Die Aufnahme ins Kloster war ein großer Einschnitt in Juans Leben. Da er seine Mutter vermisste, suchte er immer wieder nach ihr. Bruder Vincentius musste Sorge tragen, dass der kleine Mann ihm nicht entwischte und die anderen Mönche bei ihren Kontemplationen oder in ihrer Andacht störte. Einige von ihnen waren gutmütig genug, darüber zu lächeln, andere wie Pater Norbert schalten den Knaben und versetzten ihm sogar Schläge, um ihn zu lehren, ihnen nicht noch einmal in die Quere zu kommen.

Es gab viel zu tun, und die Angst, dass die Türken zurückkommen würden, lag wie ein grauer Schleier über dem gesamten Land. Abt Christoph ließ die Wehrbauten des Klosters ausbessern, um für einen erneuten Einfall des Feindes gerüstet zu sein. Korn wurde eingelagert, damit sie während einer Belagerung nicht Hunger leiden mussten, und auch sonst galt es, vielfältige Aufgaben zu erfüllen.

Wegen seines hohen Alters blieben Bruder Vincentius harte Arbeiten erspart. Stattdessen hatte der Abt ihm die Pforte anvertraut, so dass er dort sitzen und sich schonen konnte. Nun aber musste er sich um Juan kümmern und tat alles, damit der Knabe sich in sein Schicksal fügte.

»Bist noch ein kleines Würmerl. Aber du wirst schon wachsen«, meinte er zu dem Jungen.

»Würmel«, plapperte Juan, der bereits etliche deutsche Worte aufgeschnappt hatte, ohne genau zu wissen, was sie bedeuteten.

Bruder Vincentius nahm das Stück Brot, das man ihm und Juan gebracht hatte, und hielt es dem Jungen hin.

»Das ist Brot! Verstehst du? Brot!«

»Pan«, antwortete der Junge.

»Panis heißt es auf Latein, aber das musst du jetzt noch nicht lernen«, sagte der alte Mönch lächelnd. »Bei uns hier heißt es Brot.«

»Brot«, sagte der Junge nun.

»Sehr gut! Brot. Und das da ist ein Becher. Da ist ein bisschen Wein drin.« Bruder Vincentius deutete auf das schlichte Tongefäß, das mit halb Wasser, halb Wein gefüllt war und aus dem Juan und er gemeinsam tranken.

»Vaso, vino«, nannte Juan die Begriffe, die er von seiner Mutter gelernt hatte.

»Becher und Wein«, erklärte der Mönch noch einmal und trank einen Schluck. Anschließend reichte er den Becher an Juan weiter. »Magst auch trinken?«

Das verstand der Junge mittlerweile und nickte. Da der Becher für ihn noch zu groß war, half Bruder Vincentius und sah danach nach draußen.

»Die Kesslerin kommt! Vielleicht hat sie jetzt ein Gewand für dich. Das, was du jetzt trägst, ist nichts für den Winter. Da tätest du ziemlich frieren.« Der Mönch erhob sich ächzend und öffnete die Pforte.

»Grüß dich Gott, Kesslerin. Ich hab schon auf dich gewartet! Hast was für den Buben?«

Die alte Hebamme nickte. »Meine Enkelin hat's genäht. Sie sagt, weil der Bub im Kloster ist, soll man das auch sehen.« Mit diesen Worten zog sie eine kleine Kutte aus ihrem Korb und winkte Juan zu sich.

»Komm her, Johannes! Jetzt mach ich einen Mönch aus dir.«

»Das, glaub ich, kannst du nicht! Das müsste schon der hochwürdige Herr Abt tun«, antwortete Bruder Vincentius und half ihr, den Jungen aus seiner jetzigen Kleidung zu schälen.

»Die wird ihm schon zu klein. Da ist die Kutte besser. Aus der wächst er nicht so schnell heraus«, fand die Kesslerin und tätschelte Juans Wange.

»Bist ein braver Bub, Johannes. Wenn der ehrwürdige Bruder nichts dagegen hat, nehm ich dich jetzt mit nach unten, damit du deine Mutter auf dem Friedhof besuchen kannst. Danach gib's bei uns frische Rohrnudeln. Die hab ich vorhin erst gebacken.«

Die Frau sprach stärker Dialekt als der alte Frater, trotzdem verstand Juan einige Worte. Dass seine Mama unter dem einfachen Holzkreuz im Friedhof liegen sollte, hatte er bereits begriffen, und er wusste auch schon, was Rohrnudel bedeutete. Es handelte sich um ein köstliches Gebäck, das mit Zwetschenmus gefüllt war. Allein dafür lohnte es sich schon, der alten Frau zu folgen.

»Kannst mir eine Rohrnudel mitbringen, wenn du magst!«, rief Bruder Vincentius dem Jungen fröhlich nach, als dieser an der Hand der Kesslerin begann, den Weg hinabzusteigen. Dann aber dachte der alte Mönch daran, wie sich die junge Spanierin hier heraufgeschleppt hatte, um an dieser Stelle zu sterben.

»Ich weiß zwar nicht, wie du geheißen hast«, sagte er leise. »Aber ich verspreche dir, ich pass auf deinen Buben auf, solange ich lebe.«

Auf dem Weg nach unten traf Juan ein kalter Windstoß, und er fröstelte trotz der festen Kutte. Die Kesslerin sah es und schüttelte den Kopf.

»Du brauchst richtige Schuh und nicht bloß die Sandalen, die dir der ehrwürdige Frater Vincentius gemacht hat. Außerdem müssten sie dir Hosen nähen lassen. Ein kleiner Bub wie du spürt die Kälte doch eher als die hochwürdigen Herren im Kloster!«

»Kalt«, sagte Juan.

Das Wort kannte er schon vom Wasser her, das frisch vom Brunnen geholt wurde.

»Ja, es ist kalt! Wir bleiben auch nicht lange auf dem Gottesacker. Ich will nicht, dass du dich verkühlst. So ganz hast du die Entbehrungen noch nicht überwunden, die deine Mutter und du habt ertragen müssen.«

Juan hörte genau zu. Auch wenn er nicht alles verstand, so begriff er bereits einige Worte und konnte sich den Rest halbwegs zusammenreimen. Gottesacker – dort lag seine Mutter. Das war auch sein Ziel, denn er wollte ihr sagen, wie sehr er sie und auch seinen Vater vermisste. Er war noch zu jung, um wirklich zu begreifen, was geschehen war, hatte aber verstanden, dass er von nun an ohne Mutter und Vater auskommen musste.

Obwohl die Kesslerin, deren Enkelin Ria und auch Bruder Vincentius gut zu ihm waren, wäre er viel lieber bei seiner Mutter gewesen. Als er wenig später vor ihrem Grab stand, wünschte er sich, sie würde die Tür zu der Kammer, in der sie lag, öffnen und ihn zu sich holen. Er spürte auch die Kälte nicht mehr, sondern nur seine Tränen, die ihm in kleinen Bächen über die

Wangen liefen, und in seinen Gedanken erklang sein verzweifelter Ruf nach seiner Mama.

»Wir sollten jetzt gehen, sonst wird's wirklich zu kalt!«, sagte die Kesslerin, fasste nach seiner Hand und führte ihn hinaus.

Immer wieder drehte Juan sich um, doch am Grab blieb alles still, und die zärtliche Hand seiner Mutter, nach der er sich so sehnte, streckte sich ihm nicht entgegen.

»Gleich gibt's eine schöne Rohrnudel«, sagte die Hebamme in dem Versuch, ihn aufzumuntern.

Juan nickte. Eine Rohrnudel war zwar nicht so wichtig wie seine Mutter, aber sie schmeckte gut und linderte ein wenig den Schmerz. Er folgte der Frau daher willig zu ihrer Hütte. Vor dem Einfall der Türken hatten die Kesslers ein schönes, großes Haus besessen, doch das war ausgeplündert und bis auf die Grundmauern niedergebrannt worden. Nun hauste die Hebamme mit Sohn, Schwiegertochter und Enkelin in einer Hütte, die viel zu klein für die Familie war, so dass sie zwei ihrer jüngeren Söhne nach Villach geschickt hatte, um dort als Knechte zu arbeiten. Einmal im Monat kamen sie nach Hause, so auch am nächsten Tag. Deshalb hatte sie genug Rohrnudeln gebacken, denn die jungen Männer sollten sich satt essen und ein paar in die Stadt mitnehmen können.

Als die Frau und das Kind die Hütte betraten, saß die junge Kesslerin am Webstuhl, um Tuch für Kleidung zu weben, die dringend benötigt wurde. Ihre Tochter stand unterdessen am Herd und kochte den Brei für das Abendessen. Viel mehr als gestoßene Gerste und ein wenig Gemüse konnte sie dafür nicht verwenden. Es fehlte sogar an Schmalz, da die Türken das meiste Vieh weggetrieben und die Schweine, die sie selbst nicht aßen, einfach erschlagen hatten. Das bisschen, was es noch gab, hatte die alte Hebamme für ihre Rohrnudeln verbraucht.

»Die Kuttenträger da oben könnten ruhig etwas dafür springen lassen, dass du dich um den Buben kümmerst«, empfing die junge Kesslerin ihre Schwiegermutter mit einer Klage.

Die Hebamme lachte kurz auf. »Mehr als Gottes Segen haben die nicht mehr zu verteilen. Denen hat der Türk auch in die Suppe gespuckt!«

»Aber nicht so wie uns!«

Zwei Brüder der jungen Frau waren erschlagen und eine Base von den Gottlosen als Beute weggeschleppt worden. Dies, der Verlust des Hauses und auch die Enge in dieser Hütte hatten die junge Frau bitter werden lassen.

Ihre Schwiegermutter lächelte jedoch nur. »Gott gibt, und Gott nimmt. Nachdem er uns letzstens so viel genommen hat, wird er uns in Zukunft wohl geben.«

»Ich wünsche es mir«, sagte ihre Enkelin und betrachtete den Jungen in seiner noch viel zu großen Kutte.

»Du siehst ja wie ein richtiger kleiner Mönch aus, Hannes!«

»Sag Johannes zu ihm, wie es die ehrwürdigen Fratres vom Kloster wollen«, mahnte die alte Kesslerin sie und holte eine Rohrnudel aus der großen Schüssel.

»Was sagt man, wenn man so was kriegt?«, fragte sie Juan.

»*Gracias*«, antwortete der Junge, besann sich aber und setzte »Vergelt's Gott« hinzu.

»So ist's richtig. Und jetzt lass es dir schmecken!«

Die Hebamme füllte noch einen Becher mit dem Hagebuttenaufguss, den sie vor ihrem Aufstieg zum Kloster aufgebriht hatte, und setzte sich auf einen Hocker, um einen kleinen Korb zu reparieren.

Unterdessen aß Juan seine Rohrnudel, trank seinen Becher leer und wünschte, seine Mutter könnte bei ihm sitzen und ihm ein Lied vorsingen, so wie sie es oft getan hatte.

Viele Meilen von Arnoldstein entfernt näherten sich drei Männer dem Schloss des Grafen von Azuaga. Ihre Kleidung war abgerissen, die Bärte zerzaust und die Gesichter und Arme so von der Sonne gebräunt, dass die Bewohner des Dorfes, durch das sie vor kurzem gekommen waren, sie beinahe für Mohren gehalten hätten.

»Diesen Weg zu gehen, fällt mir sehr schwer«, sagte Raúl seufzend. Er, Domingo und Alfonso waren die Letzten aus der ehemaligen Kompanie des Don Felipe de Azuaga, die den Weg in die Heimat angetreten hatten. Die anderen Überlebenden der Schlacht und der langen Flucht hatten sich neuen Hauptleuten angeschlossen, während die drei es als ihre Pflicht erachteten, Graf Rodrigo de Azuaga vom tragischen Schicksal seines Sohnes zu berichten.

»Auch ich wäre lieber unter glücklicheren Umständen heimgekehrt«, antwortete Domingo und funkelte seine Kameraden mahnend an. »Ihr wisst, was wir besprochen haben! Ich übernehme das Reden, und ihr stimmt mir zu!«

Domingo wollte Don Rodrigo und dessen Gemahlin nicht das ganze Elend erzählen, das ihren zweiten Sohn, dessen Weib und sie getroffen hatte. Zwar würde der Vater seines gefallenen Herrn seine Entscheidung, Esmaralda und Juan zurückzulassen, verstehen. Bei Contessa Blanca bezweifelte er dies jedoch. Sie war ein Weib und mochte daher Mitleid mit Esmaralda und vor allem ihrem Enkel Juan empfinden.

Raúl und Alfonso nickten. Beiden lag das, was auf dem Rückzug geschehen war, schwer auf dem Herzen. Vor allem Raúl haßte mit sich, weil er Doña Esmaralda im Stich gelassen hatte. Dabei war er selbst dem Tod nur knapp von der Schippe ge-

sprungen. Seine Verletzung hatte sich entzündet, und ohne Domingo, der nicht nur sein Pferd dafür verkauft hatte, um ihm einen Arzt zu verschaffen, sondern ihn auch aufopfernd gepflegt hatte, hätte er die Fluren der Heimat niemals wiedergesehen. Schon die Dankbarkeit forderte, seinen Kameraden nicht in ein schlechtes Licht zu setzen. Trotzdem beschloss er, den Vater ihres Hauptmanns zu bitten, ihn in jenes fremde Land zurückkehren zu lassen, damit er nach der Frau seines gefallenen Hauptmanns und dessen Sohn forschen konnte.

Kurz darauf erreichten sie die Burg. Der Pförtner hatte sie bereits entdeckt, sah aber keinen Grund, drei abgerissenen Landstreichern das Tor zu öffnen.

»Wenn ihr betteln wollt, dann macht euch von dannen!«, rief er vom Turm herab.

»Wer sagt dir, dass wir betteln wollen, José?«, erwiderte Domingo.

»Du kennst meinen Namen?«

»Du solltest den meinen und den von Raúl und Alfonso auch kennen«, gab Domingo zurück.

Der Pförtner schüttelte den Kopf. »Kann es sein? Domingo? Wo kommt ihr denn her? Und was ist mit Don Felipe?«

Domingo senkte den Kopf. »Das ist eine traurige Geschichte, José, die wir besser Conde Rodrigo berichten sollten.«

»Dann kommt herein! Aber bevor ihr vor die Herrschaften tretet, solltet ihr baden und eure Kleider bürsten lassen. Am besten gibt man euch gleich neue, denn ihr seht wirklich aus wie *vagabundos*.«

José beeilte sich, vom Turm herabzukommen, und öffnete die Pforte. Noch immer konnte er es nicht glauben, Domingo, Raúl und Alfonso, die vor gut drei Jahren Don Felipe hoch zu Ross und in schimmernder Wehr in die Ferne gefolgt waren, als abgerissene Landstreicher vor sich zu sehen.

»Sieht nicht so aus, als hättet ihr viel Glück gehabt«, meinte er, als die drei eintraten.

»Wir hatten mehr Glück als die meisten von uns! Viele fanden ihr Grab in einem fremden Land, falls es eine mitleidige Hand gab, die sie begraben hat. Ansonsten verrotten ihre Gebeine unter der Sonne, und ihr Fleisch ist zum Fraß von Raben und Wölfen geworden.« Domingos Stimme klang hart, denn er hatte etliche Freunde im Kampf gegen die Türken verloren. Weil er diese und vor allem seinen Herrn hatte unbestattet zurücklassen müssen, haderte er mit sich und mit Gott.

José rief nun einen seiner Kameraden. »Du kennst doch noch Domingo, Raúl und Alfonso. Sie sind zurückgekehrt«, meldete er ihm.

»Und Don Felipe?«, fragte der Mann, erntete dafür jedoch nur Schweigen.

»Bring die drei in die Burg und Sorge dafür, dass sie sich waschen können und neue Kleidung erhalten. Danach führe sie zu Don Rodrigo!«, wies José ihn an und stieg zurück auf seinen Turm.

In seinen Augen schimmerten Tränen, denn er hatte Felipe de Azuaga mehr gemocht als dessen Bruder Miguel, der Menschen niedrigeren Standes hochmütig begegnete.

Eine Stunde später standen Domingo und seine beiden Kameraden in einem holzgetäfelten Raum vor den Stühlen, auf denen Don Rodrigo de Azuaga, seine Gemahlin Blanca und beider Sohn Don Miguel saßen. Sie hatten sich gewaschen und trugen saubere Kleidung. Man hatte ihnen sogar Hüte gegeben, die sie nun wie Bittsteller in den Händen hielten.

Don Rodrigo, ein Mann knapp unter fünfzig mit der schlanken, sehnigen Gestalt eines Edelmanns, der täglich sein Pferd bewegte, einem fest gefügten Gesicht und noch immer dunklem Haar, musterte die drei mit kaltem Blick.

»Felipe ist also im Kampf gegen die Türken gefallen. Das war auch das Beste für ihn.«

»So etwas dürft Ihr nicht sagen!«, rief seine Gemahlin empört. »Auch wenn er sich mit dir entzweit hat, so ist er doch unser Sohn.«

»Er handelte gegen meinen Willen und hat sein Schicksal selbst verschuldet«, wies Don Rodrigo seine Frau zurecht und wandte sich wieder Domingo und dessen Kameraden zu. »Starb er wenigstens tapfer? Machte er dem Namen Azuaga Ehre?«

»Don Felipe kämpfte tapfer, und sein Schwert kostete viele Feinde das Leben. Obwohl diese in der Überzahl waren, hätten wir sogar gewinnen können, wären die venezianischen Söldner nicht feige davongelaufen. So standen wir plötzlich allein gegen eine mehrfache Übermacht und wurden überrannt. Bei Gott, ich schwöre, ich wäre lieber neben Felipe gefallen, als mit dem Leben davongekommen zu sein. Irgendwie gelang es uns jedoch, uns vom Feind zu lösen und den Rückzug anzutreten.«

Domingo weinte bei der Erinnerung an jene blutige Schlacht

und sein Unvermögen, seinen Herrn oder wenigstens dessen Leichnam zu retten.

»Und sein Weib, sein Sohn? Was ist mit diesen?«, fragte Doña Blanca mühsam beherrscht.

Raúl ruckte unruhig hin und her, denn er hielt es nach wie vor für eine Schande, wie sie Esmaralda und deren Sohn ihrem Schicksal überlassen hatten. Da er sich jedoch Domingo verpflichtet fühlte und überdies einen Schwur geleistet hatte, schwieg er.

Unterdessen setzte Domingo seinen Bericht fort. »Als wir in unser Lager zurückkamen, waren sie verschwunden. Zeit zum Suchen hatten wir nicht, da uns die Türken auf den Fersen waren. Auch hofften wir, dass Esmaralda bereits geflohen wäre. Als wir schließlich nach einem gnadenlosen Marsch, stets von den Türken verfolgt, venezianischen Boden erreichten und nach ihr fragten, konnte uns niemand Auskunft über ihr Schicksal erteilen.«

Diese Lüge hatte Domingo sich ausgedacht, um nicht in den Augen der Herrin als herzloser Schuft zu erscheinen, der die Frau und den Sohn seines Hauptmanns einfach ihrem Schicksal überlassen hatte.

Don Rodrigo nahm seine Erklärung unbewegt hin, während seine Gemahlin in Tränen ausbrach. »Wo können sie sein? Wir müssen sie finden!«

»Mama, bitte!«

Es waren die ersten Worte, die ihr ältester Sohn sprach, und sie enthielten einen Tadel. Don Miguel war ebenso schlank und groß wie sein Vater. Sein Haar wies jedoch die dunkelblonde Farbe auf, die er von seiner Mutter geerbt hatte. Er war kein schöner Mann, aber auch nicht hässlich, hatte er es seinem Bruder doch stets übel genommen, dass dieser als ausnehmend hübsch gegolten hatte.

Doña Blanca, die mit ihren etwas mehr als vierzig Jahren immer noch eine Schönheit war, achtete jedoch nicht auf ihren

Sohn, sondern legte die rechte Hand auf den Unterarm ihres Gemahls. »Wir müssen Esmaralda und unseren Enkel suchen!«

»Nein!« Don Rodrigos Stimme klang hart. Sein jüngerer Sohn hatte sich gegen ihn gestellt und war in einem fremden Land und in fremden Diensten gefallen, anstatt hier in Kastilien für das Haus Azuaga einzutreten. Zudem hatte Felipe gegen seinen Willen die Tochter eines kleinen *hidalgo* geheiratet, für die weder ihre Mitgift noch das Ansehen ihrer Familie gesprochen hatten.

»Ich habe Felipe geschworen, dass ich ihn nicht mehr als meinen Sohn ansehe, wenn er nicht auf dieses Weib verzichtet. Er tat es nicht, und so stehe ich zu meinem Schwur. Es war nicht mein Sohn, der dort in der Ferne starb, sondern ein Fremder.«

»Rodrigo, nein!« Doña Blanca schluchzte auf, doch selbst die Tränen seiner Ehefrau rührten den Grafen nicht.

»Es ist mein Wille, also fügt Euch darein!«, fuhr er seine Gemahlin an.

Doña Blanca wusste, dass jedes weitere Wort vergebens sein würde, und ließ ihren Tränen freien Lauf. Ihr Sohn bedachte sie dafür mit einem vorwurfsvollen Blick. »Bitte, Mama! Ihr solltet Euch vor den Domestiken nicht so gehen lassen.«

In dem Augenblick hätte Raúl dem jungen Grafen am liebsten ins Gesicht geschrien, was er von ihm hielt. Er hatte die beiden Brüder aufwachsen sehen und Felipe immer für den Besseren gehalten. Doch Gott hatte es gefallen, Miguel zum älteren Sohn und damit zum Erben zu machen. Felipe hatte dies niemals angezweifelt. Doch als Raúl nun dessen Bruder betrachtete, war er sich sicher, dass dieser, wäre er der Jüngere gewesen, alles getan hätte, um Felipe auszustechen. Auf jeden Fall war Don Miguel kein Herr, dem er gerne dienen würde, dachte er. Und doch würde er es einmal tun müssen, wenn er nicht als Landstreicher über die Straßen ziehen wollte. Er war ein Gefolgsmann der Azuagas, und wenn er deren Dienste ver-

ließ, würde ihn kein anderer Edelmann so ohne Weiteres in sein eigenes Gefolge aufnehmen.

Mit einem Mal stand Doña Blanca auf. »Ich will allein sein«, sagte sie und verließ ohne Gruß den Raum.

Ihr Sohn warf ihr einen vorwurfsvollen Blick hinterher, während Don Rodrigo Domingo aufforderte, ihm genau zu berichten, wie sein Sohn gefallen war. Er selbst hatte noch in Diensten Königin Isabellas gegen die Mauren von Granada gekämpft und war daher zufrieden, dass Felipe nicht in einem Krieg europäischer Mächte den Tod gefunden hatte, sondern im Kampf gegen die Feinde der Christenheit.

Nachdem auch Domingo und seine beiden Kameraden den Raum verlassen hatten, schlug Don Miguel mit der Faust auf die Lehne seines Stuhles. »Mutter hat Felipe immer mehr gemocht als mich!«

»Dafür habe ich stets dich vorgezogen«, antwortete sein Vater kühl.

Für ihn war dies Ausgleich genug. Sein Sohn sagte sich jedoch, dass er als Erstgeborener das Anrecht auf die größere Liebe beider Eltern hatte und von Felipe um die der Mutter betrogen worden war.

»Jetzt weint sie um den Balg dieses Gossenweibs! Als mein Weib mit einem tot geborenen Kind niederkam und daran starb, sind ihre Augen trocken geblieben!«, fuhr er aufgebracht fort.

»Es war nur ein Mädchen und kein Sohn, um den man hätte weinen sollen.«

Graf Rodrigo hatte seinen Ältesten mit dem Mädchen verheiratet, das ihm am meisten Gewinn für die eigene Familie versprochen hatte, und nahm es dieser Frau jetzt noch übel, dass sie seinen Anforderungen nicht gerecht geworden war. Er begriff jedoch, dass seine Worte den Sohn kränken mussten, und trat zu ihm hin.

»Tadle deine Mutter nicht wegen ihrer Tränen. Gott hat die Weiber mit anderen Empfindungen geschaffen als uns Männer. Uns sind Ehre, Stolz und Ruhm gegeben. Weiber hingegen neigen zu Sanftmut und Nachgiebigkeit. Außerdem hat deine Mutter sehr wohl um dein Weib und deine Tochter geweint. Du hast nur nicht darauf geachtet.«

Don Miguel nickte, um den Vater nicht zu erzürnen. »Verzeiht mir meine unbedachten Worte! Ich habe meinen Bruder

geliebt und fühle Zorn in mir, weil er wegen dieses Gossenweibs ein so elendes Schicksal hat erleiden müssen.«

»Es war Gottes Wille!«, sagte sein Vater. »Ich werde Felipe trotzdem nicht betrauern, denn er gehorchte mir nicht so, wie es seine Pflicht gewesen wäre. Nun gilt es, den Blick in die Zukunft zu richten. Sobald die Zeit der Trauer für dich vorbei ist, wirst du dich erneut vermählen, damit das Haus derer von Azuaga wieder auf mehr als unseren vier Füßen steht. Ich werde bis dorthin nachforschen, welche Frau dafür geeignet ist.«

»Es komme so, wie Ihr es bestimmt«, antwortete Miguel.

Ihm war es gleichgültig, welches Mädchen sein Vater für ihn auswählte. Weib war Weib, und sie hatten alle mehr Haare auf dem Kopf als Verstand darin. Wäre seine Mutter klüger, hätte sie längst erkannt, dass er als ihr Erstgeborener weitaus wichtiger war als Felipe. So viele Jahre hatte er den Bruder um ihre Zuneigung beneidet, und nun nahm dieser ihm selbst als Toter noch die Liebe der Mutter weg.

»Du wirst es gut treffen!«, erklärte Don Rodrigo. »Das Mädchen muss gesund sein und aus einer Familie stammen, in der kräftige Kinder und vor allem Knaben geboren werden.«

Noch während er es sagte, fiel dem Grafen ein, dass Esmaralda diesen Bedingungen voll und ganz entsprochen hatte. Auch war sie kein Gossenweib gewesen, wie Miguel sie nannte, sondern die Tochter eines *hidalgo*. Trotzdem hatte er für seinen jüngeren Sohn weitaus höher greifen wollen. Umso mehr würde er es nun für seinen Erben und Nachfolger tun. Die Tochter eines Herzogs würde er zwar nicht für ihn gewinnen, doch Miguels Braut sollte mit ihrem Wappenschild das eigene aufwerten und nicht mit Staub bedecken, so wie Felipe es mit seiner Heirat getan hatte.

Die Gedanken seines Sohnes galten unterdessen einer anderen Angelegenheit. »Ich will nicht, dass Domingo und die beiden anderen Söldner hier auf Schloss Azuaga oder unserem hiesigen Besitztum bleiben!«

Don Rodrigo sah ihn erstaunt an. »Alle drei stammen aus Familien, die unserem Hause bereits seit Generationen treu gedient haben.«

»Und trotzdem haben sie Euch im Stich gelassen, Herr Vater, und sind Felipe in die Fremde gefolgt.«

»Ich hatte sie ihm unterstellt«, erklärte Don Rodrigo.

»Trotzdem hätten sie Euch gehorchen müssen und nicht ihm!« Miguel wollte die Männer, deren Anblick seinen Vater und seine Mutter stets an seinen Bruder erinnern würde, nicht auf dem Hauptsitz der Familie behalten. »Ich verstehe, dass Ihr den dreien die Treue vergelten wollt, die sie meinem Bruder erwiesen haben«, fuhr er mit leiser Stimme fort. »Doch erlaubt, dass ich sie zu einem unserer kleineren Besitztümer schicke, damit sie sich dort nützlich machen können.«

Don Rodrigo überlegte kurz und nickte dann. »Tu das, mein Sohn!«

Miguel lächelte. Die Zustimmung des Vaters gab ihm die Möglichkeit, Domingo und dessen Kameraden auf den kleinsten und elendsten Besitz der Familie zu verbannen, wo sie keine stolzen Krieger, sondern nur noch Knechte mit Mist zwischen den Zehen sein würden. Schon am nächsten Tag wollte er die drei losschicken und dafür sorgen, dass sie für alle Zeiten vergessen wurden.

Don Miguel ahnte nicht, dass er damit Raúl's Hoffnung zerstörte, zu gegebener Zeit mit seinem Herrn sprechen und diesen darum bitten zu können, in jene Gegend zurückkehren zu dürfen, in der sie Esmaralda und Juan zurückgelassen hatten, damit er dort die Suche nach den beiden beginnen konnte.

ZWEITER TEIL



Der Preis der Lust

1.

Elisabeth Glauber langweilte sich, das Gastmahl war noch öder, als sie befürchtet hatte. Den meisten Gästen ging es nicht um eine angenehme Unterhaltung, sondern darum, möglichst schnell möglichst viel in sich hineinzustopfen. Am meisten tat sich dabei der Mann hervor, den sie dem Willen ihrer Eltern nach heiraten sollte. Sie schaute zu Erhard Schönlein hinüber und schüttelte sich innerlich. Sein Name stimmte schon gar nicht, denn statt schön war er feist. Zudem hatte er einen kurzen Hals und einen runden, rot angelaufenen Kopf mit ausgebleichten Haaren. Eben trank er wieder und verkündete zum dritten Mal innerhalb einer halben Stunde, welch großes Geschäft er letztens getätigt habe.

Viertausend Gulden Gewinn wiesen ihn zwar als guten Kaufmann aus, aber sonst fehlte ihm nahezu alles, was Elisabeth sich von einem Ehemann erhofft hatte. Er war laut, übermäßig derb und zählte zudem nur ein halbes Dutzend Jahre weniger als ihr Vater. Dabei gab es am Tisch mehrere Männer, die auch nicht jünger als Erhard Schönlein waren, aber um einiges besser aussahen. Elisabeths Blick streifte den Augsburger, wie die hiesigen Handelsleute diesen Kaufmann noch immer nannten, obwohl er bereits seit Jahren in Nürnberg lebte und ein stattliches Haus an der Fleischbrück sein Eigen nannte. Dazu trug er einen guten Namen, nämlich Fugger, war reicher als Schönlein und sah weit eleganter aus. Er hatte langes, gelocktes Haar und einen sorgfältig gestutzten Bart, der ein freundliches Gesicht umrahmte. Bekleidet war er mit einem hüftlangen, blauen Mantel, dessen offene Sackärmel ein rosafarbenes Untergewand sehen ließen. Auf dem Kopf saß ein kleiner, schwarzer Hut, und seine Beinlinge waren aus gelber Seide.

So sollte auch mein Bräutigam aussehen, sagte Elisabeth sich.

Erhard Schönlein hingegen steckte in einem wadenlangen, braunen Mantel, und den stattlichen Bauch umfing ein breiter Ledergürtel, an dem eine Tasche hing. Die bereits schütterten Haare bedeckte ein brauner Hut, der für den massigen Schädel viel zu klein war.

Es war, als hätte der Augsburger wahrgenommen, dass Elisabeth ihn zu seinen Gunsten mit ihrem Verlobten verglich, denn er wandte sich ihr zu. »Verzeiht, aber ich hatte noch nicht die Ehre, Euch kennengelernt zu haben.«

»Das ist meine Tochter!«, antwortete ihr Vater mit vom Wein schwerer Zunge. »Sie ist mit dem wackeren Erhard Schönlein verlobt, einem guten Handelsmann. Hat doch letztens viertausend Gulden Gewinn gemacht. Wird noch mehr Gewinn machen!«

Vor allem wird er noch fetter werden, dachte Elisabeth verächtlich, denn ihr Verlobter packte gerade mit beiden Händen ein großes Rippenstück und riss das Fleisch mit den Zähnen ab. Auch wenn es hieß, dass man Männern einiges nachsehen müsse, ekelte es sie bei dem Gedanken, diesem Mann jahraus, jahrein am Familientisch gegenüberzusetzen zu müssen.

Viertausend Gulden Gewinn werden einen Johann Fugger vom Reh gewiss beeindrucken, spottete Elisabeth in Gedanken. Immerhin war dieser selbst ein erfolgreicher Kaufmann und zudem der Bruder von Lukas Fugger, dem Kaiser Friedrich III. eine ganze Stadt in den Niederlanden als Pfand für einen gewährten Kredit überlassen hatte. Zu seiner Verwandtschaft zählten auch Georg, Ulrich und Jakob Fugger, die zu den größten und erfolgreichsten Kaufherren in Augsburg gehörten. Für all diese Herren war Erhard Schönlein nur ein besserer Krämer.

Elisabeth wusste, dass sie besser von ihrem Verlobten denken sollte. Immerhin hatte der Vater beschlossen, dass sie Schönleins Frau werden solle. Den Worten ihrer Mutter nach würde

sie sich an ihn gewöhnen. Sobald Kinder da wären, sei der Mann ohnehin nicht mehr so wichtig. Aber bis dorthin konnten, wie sie an ihrer Base Gisela sah, etliche Jahre vergehen. Gisela hatte noch das Glück, mit einem Mann verheiratet worden zu sein, den sie liebte. Dies würde ihr versagt bleiben, denn ein Erhard Schönlein war kein Mann, den man lieben konnte.

Erneut suchte ihr Blick Johann Fugger. Warum konnte Erhard Schönlein nicht so gut aussehen wie dieser Kaufmann? Dabei war der Augsburger nicht mehr jung. Er war mindestens vierzig, beschämte aber mit seiner schlanken Gestalt und seinen angenehmen Manieren weit jüngere Männer.

Hans Fugger bemerkte das Interesse des jungen Mädchens. Obwohl er mittlerweile in zweiter Ehe verheiratet und Vater mehrerer Kinder war, reizte ihn eine galante Tändelei mit einer schönen Frau – und Elisabeth Glauber war eine wunderschöne Frau. Ihr Vater gehörte zwar nicht zu den Spitzen der Nürnberger Kaufleute, verdiente aber gutes Geld und konnte sich ein hübsches Haus knapp unterhalb der Burg leisten. Auch Erhard Schönlein zählte zu diesen Kaufleuten, die im Schatten der Tucher und Imhoffs Geschäfte tätigten und gut verdienten. Obwohl Schönleins Manieren die eines Bauern waren, galt er etwas in Nürnberg. Er würde zwar nie in den Rat der Stadt gewählt werden, aber kein Ratsherr würde es ihm verwehren, im Wirtshaus neben ihm Platz zu nehmen.

Da Schönlein ihn außerhalb seiner Geschäfte nicht interessierte, sah Hans Fugger erneut zu Elisabeth hinüber. Das Mädchen mit diesem Mann zu verheiraten, hieß Perlen vor die Säue werfen. Ein wenig bedauerte er, bereits gebunden zu sein, denn es hätte ihn durchaus gereizt, diese Rose für sich zu gewinnen.

»Ihr habt eine schöne Tochter, Glauber. Es geht einem das Herz auf, wenn man sie sieht«, sagte er lächelnd zu Elisabeths Vater.

»Das will ich meinen!«, antwortete Sebastian Glauber stolz.

»In unseren Kreisen zählt die Mitgift jedoch mehr als ein

glattes Gesicht«, rief Schönlein dazwischen und machte dabei die Geste des Geldzählens. »Das muss stimmen, und bei Elisabeth tut es das! Ich würde sie auch heiraten, wenn sie ein schiefes Gesicht und einen Buckel hätte.«

Mit diesen Worten verscherzte er es sich vollends mit seiner Braut. Elisabeth hatte schon zu viele ihre Schönheit rühmen hören, und ausgerechnet der Mann, den sie heiraten sollte, erklärte, diese sei für ihn nicht wichtig. Einige Augenblicke lang wünschte sie sich, so auszusehen wie die Nachbarstochter Grete, die wegen der Warzen in ihrem Gesicht von den Leuten als Kröte verspottet wurde.

Dann aber tadelte sie sich selbst. Schließlich gefiel es ihr, als schön zu gelten, und sie freute sich über die anerkennenden Blicke. Etliche der Männer, die mit ihrem Vater Geschäfte machten, sahen ganz so aus, als würden sie am liebsten mit ihr in einer verschwiegenen Kammer verschwinden und ihr dort zeigen, wie es war, eine Frau zu sein. Bei dem Gedanken wurde ihr klar, dass sie ihre Jungfräulichkeit in der Brautnacht durch Erhard Schönlein verlieren würde, und sie schüttelte sich innerlich. Es gab ein Dutzend anderer Männer, die ihr lieber gewesen wären, mit Herrn Johann Fugger an der Spitze. Ihm sah man an, dass er einem der führenden Patrizierhäuser von Augsburg entstammte und das Recht besaß, in gleichem Atemzug wie die Tucher und die Imhoffs genannt zu werden.

Elisabeth straffte die Schultern. Der Ehe mit Schönlein würde sie nicht entkommen, aber das Privileg, der Erste zu sein, der ihr beiwohnte, gönnte sie ihm nicht. Doch sie war keine Magd, die sich in einem Speicherraum von einem Knecht begatten ließ, wie es Frieda, eine der Mägde im elterlichen Haushalt, getan hatte. Bei dem Gedanken erinnerte sie sich daran, dass Frieda auch die bevorzugte Magd ihres Vaters war. Sollte ihr Vater Frieda im Speicher ebenfalls die Röcke heben, um das mit ihr zu tun, was er laut göttlichem Recht nur mit ihrer Mutter tun durfte?

Bislang hatte Elisabeth Frieda nur mit einem Knecht beobachten können, nahm sich aber vor, von nun an besser achtzugeben. Vor allem aber ging es ihr darum, von einem wirklichen Herrn entjungfert zu werden, und nicht von dem Tölpel, den sie später oft genug würde ertragen müssen.